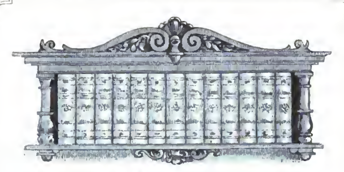

Deutsche
Roman-Bibliothek
Salon-Ausgabe
Stuttgart Leipzig Berlin Wien
Deutsche Verlags-Anstalt


Deutsche
Romanbibliothek
Salon-Ausgabe.
Zweiter Jahrgang.
Aus der Bibliothek
von
CLASS SEP
SERIAL
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF WISCONSIN
№.
Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.



Deutsche Romanbibliothek.

Salon-Ausgabe.

Der vielfach geäußerte Wunsch, unsere seit Jahren bestehende **„Deutsche Romanbibliothek“** auch in einer kleineren Ausgabe, in handlichem Buchformat, besitzen zu können, veranlaßte uns zur Herausgabe dieser **„Salon-Ausgabe“**, deren zweiter Jahrgang nunmehr in 16 stattlichen Romanbänden erschienen ist.

Erst in dieser eleganten Ausgabe ist so recht ersichtlich, wie ungemein reichhaltig unsere **„Deutsche Romanbibliothek“** ist, um welch äußerst geringen Subskriptionsbetrag jeder der verehrlichen Abonnenten eine Sammlung von 15—16 Bänden der ersten deutschen Romanschriftsteller erhält, die jeder Bibliothek, jedem Büchertische zur hohen Zierde gereicht.

Die Klage des Lesepublikums über die angeblich zu teuren Preise für gute Romane muß hier verstummen, da thatsächlich der Abonnementsbetrag für die **„Salon-Ausgabe“** unserer **„Deutschen Romanbibliothek“** ein solch unbedeutender ist, daß jeder Literaturfreund sich ohne nennenswerte Opfer damit eine wertvolle Hausbibliothek beschaffen kann.

Der erste Jahrgang (1888) in 15 Bänden elegant gebunden ist, soweit der geringe Vorrat davon reicht, für nur 20 Mark noch erhältlich.

Einzelne Romane werden aus dieser Kollektion nicht geliefert.

Fortsetzung am Schlusse des Buches.


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Der Weg zum Glück.

Zweiter Band.

Der Weg zum Glück.

Roman

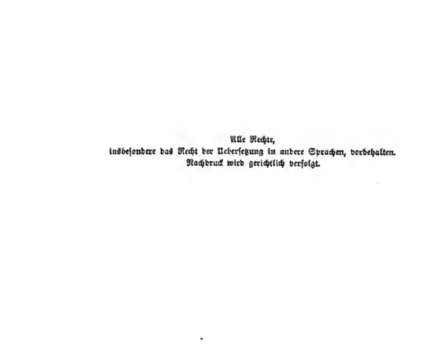
von

Robert Byr.

Zweiter Band.



Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1889.



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zweites Buch.

Katlantó.



Erstes Kapitel.

Ich sage es ja, es muß etwas geschehen. Der Rudersport muß mehr gepflegt werden. Vom dritten Stroke an übernahmen schon die Blauen die Führung. Wir hätten Chancen mit dem zweiriemigen Outrigger, wenn Du steady in keeping time bleibst."

„Ugyan, geh, laß mich aus mit Deinem Hautdrücker! Hab' ich schon genug Blasen und bin froh, daß ich aus dem Tschinakel heraus bin. Mein Lebtag setz' ich mich nicht mehr in so einen wackeligen Backtrog, der jeden Moment in die Froschlake ausleeren kann."

„Ei, Herr Vetter," mengte sich lachend die Gräfin in den Streit der unzertrennlichen Feinde, „sprechen Sie nicht so geringschätzig, sonst kommt die Nixe und holt Sie hinunter. Es sind gerade ihre hundert Jahre wieder um, und wenn sie es auf Sie abgesehen

hat, ist selbst der Grundherr nicht mächtig genug, Sie zu retten."

„Na, wäre mir eine schöne Gastfreundschaft, die mich ausliefert an ein solches abscheuliches Wasserweib. Schon lieber an eine Bacchantin mit unerschöpflichem Weinkrügel."

Derjenige, an welchen sich diese Berufung Fenkös richtete und dessen hohe, kräftige Gestalt Gräfin Adwigas Blick zuvor gestreift, lachte freundlich.

„Seien Sie unbesorgt," beruhigte er den mit einem so schrecklichen Schicksal Bedrohten; „so lange der Olymp selbst hier zu Besuch weilt," — er sagte das mit einer leichten, galanten Kopfneigung gegen die Damen — „wagt sich die niedere mythologische Valetaille nicht an die Oberwelt, und Sie sind vor dem Zorne meiner kleinen Teichwärterin sicher."

Er deutete dabei auf die schmale Wasserfläche, welche zwischen dem sprießenden jungen Grün der Hängeweiden, unter welchen die kleine Gesellschaft Platz gefunden, hindurchschimmerte und eben von einem schmalen Boot durchschnitten wurde, das die beiden rudernden Offiziere — die „Blauen" nämlich — in fröhlichem Scherze dem Landungsplatze wieder zulenkten, von dem aus Deßkowitsch sich bereits auf Distanz in einen Disput mit ihnen einließ.

„Wäre schon gut," meinte Fenkö schmunzelnd, „aber unsere vaterländischen Feen und Nixen halten sich nur an die traditionelle avitische Verfassung und

nicht an irgend eine auswärtige mythologische Rang- und Kleiderordnung."

„Ah, es handelt sich also um eine lokale Sage. Das ist mir ja ganz neu."

„Lassen sich Hoheit die Ballade von Aranka vorsingen!" riet die Gräfin, und der von ihr Angeredete verbeugte sich leicht gegen die Genannte.

„Wenn Fräulein von Zerényi die Güte haben wollte —"

Aranka, welche etwas entfernt von der Gräfin und durch eine behagliche ältere Dame von derselben getrennt, gleichfalls auf der halbkreisförmigen Steinbank saß, neigte ihren Sonnenschirm ein wenig zur Seite, so daß ihre Augen ungehindert dem ausdrucksvollen Blicke begegnen konnten, der bittend und bewundernd zugleich auf sie gerichtet war.

„Mit Vergnügen, Hoheit — gelegentlich!" sagte sie nickend. „Ohne Begleitung kann ich nicht singen, das beengt mich."

„Wenn Ihnen mit Castagnetten gedient ist — ich bin Virtuose auf der linken Hand!" rief Graf Tibor, der hinter ihr stand und den rechten Arm in einer schwarzen Seidenschlinge trug, indem er sein hübsches Gesicht mit dem Ausdrucke großer Wichtigkeit neben dem ihm jede Aussicht versperrenden Sonnenschirm hervorstreckte. „Ich werde Wunder wirken, wenn ich das Glück habe, Sie einmal begleiten zu dürfen. Mein ganzes Herz will ich in den Klapperhölzchen

ausströmen, es wird schmelzend sein! Wir wollen doch einmal sehen, wie Holmossy sich ausnimmt, wenn er vor Eifersucht rast."

Länger war es ihm nicht möglich, die ernste Miene beizubehalten; unter dem schwarzen Bärtchen blinkten die weißen Zähne hervor. Plötzlich jedoch erhob sich der Schirm wieder, obwohl sich die matte Aprilsonne schon seit geraumer Zeit hinter Wolken versteckt hielt, und schied ihn neuerdings von Aranka.

„Welch ein Kind!" sagte dieselbe lächelnd und mit einer leisen Bewegung der Achseln, gleichsam als Antwort, indem sie jenem immer noch, jetzt aber mit kaum verhohlenem Unbehagen fragend auf sie gerichteten Blicke flüchtig begegnete. Sie beugte sich zu dem kleinen, etwa vierjährigen Mädchen nieder, das, an ihre Kniee geschmiegt, verlangend zu ihr aufsah und sie schüchtern fragte, ob es eine schöne Geschichte sei. Kaum hatte dies Wort das jüngere Schwesterchen vernommen, als es sich den streichelnden Händen der Gräfin entzog und bettelnd herübergelaufen kam.

„O, bitte, bitte, Geschichte erzählen!" schmeichelten nun beide.

„O, bitte, bitte!" ahmte ihnen Graf Tibor nach.

„Wollen Sie denn nicht die kleinen und großen Kinder damit erfreuen?" forderte auch die Gräfin sie spöttelnd auf. „Sie sehen ja, daß selbst Seine Hoheit vor Wißbegierde brennt."

Die Dame neben ihr neigte sich vertrauensvoll

herüber. Ob denn wirklich etwas daran wäre, fragte sie, sie sei erst so kurz in der Gegend, und dann klagte sie der Gräfin leise über die Kalamität der ewigen Uebersiedlungen beim Militär vor und wie ihr Mann, seit er Major geworden, nun schon die dritte Garnison habe.

„Also!" begann unterdes Aranka mit geheimnisvoller Wichtigkeit und dem raunenden Tone der Frau Saga selber. „Es war einmal ein altes Weiblein, das hatte einen einzigen Sohn und wohnte mit ihm mitten im Wald, den er rings um die Hütte gelichtet hatte, denn er war sehr stark wie ein Riese und bebaute das Feld ganz allein, das er da angelegt, und seine Mutter hatte ihn lieb, weil er so gut war, und hütete ihn wie ihren Augapfel. Eines Tages, da er auf der Jagd gewesen, brachte er aber keinen Hirsch mit wie sonst; auf seinen Schultern saß vielmehr ein wildes Mägdlein — denn dazumal, müßt ihr wissen, vor langer, langer Zeit, gab es noch wilde Menschen hier zu Lande — und das war in ein Gewand ganz von Federn gekleidet. ‚Sieh, Mutter, was für ein seltenes Vögelchen ich heimbringe. Ich habe eine Weihe gefangen!' sagte der Sohn. Und so hieß sie denn Kánya, was ungarisch so viel ist als Weihe oder Milan, und lebte bei ihnen und war gut gehalten in allen Dingen. Als aber der erste Tag um war, ging Kánya zu der Mutter, da diese eben spann, und sagte:

'Weiblein alt, Weiblein alt,
Gib mir deinen Rocken bald,
Oder ich nehm' ihn mit Gewalt!'

Die Mutter aber gab ihn ihr lachend:

'Nimm nur, nimm nur, Töchterlein,
Es soll dir vergunnet sein!'

„Und Kánya spann ihn und wob ihn und machte sich ein artig Kleidchen daraus, das legte sie an statt des alten aus Federn, und alle hatten ihre Freude daran. Als aber die erste Woche um war, ging Kánya wieder zu der Mutter mit ihrem Spruch:

'Weiblein alt, Weiblein alt,
Gib mir deinen Sohn nun bald,
Oder ich nehm' ihn mit Gewalt!'

Da gab ihr die Mutter ihren Segen, weil sie so fleißig gewesen.

'Nimm nur, nimm nur, Töchterlein,
Er soll dir vergunnet sein!'

„Und sie lebten glücklich zusammen. Als jedoch der Mond gerade wieder voll wurde, trat Kánya abermals vor die Mutter hin und sagte ihr Sprüchlein her:

'Weiblein alt, Weiblein alt,
Gib mir deine Hütte bald,
Oder ich nehm' sie mit Gewalt!'

„Diesmal lachte die Mutter nicht und gab auch keinen Segen; sie weinte, aber unter Thränen sagte sie doch:

‚Nimm nur, nimm nur, Töchterlein,
Sie soll euch vergunnet sein!‘

und ging still von dannen.

„Die Hütte war aber viel zu klein und zu einfach für Kánya, und ihr Mann mußte ihr ein schönes Steinhaus bauen an derselben Stelle. Das war vor Zeiten etwas gar Prächtiges, und nur die vornehmsten Leute hatten ein solches. Es gab schwere Arbeit und er seufzte dabei, doch wenn er müde wurde, trieb sie ihn an und ließ ihn nicht ruhen, bis es fertig war. Zum Lohn schenkte sie ihm dann ein Kindlein, und es wurden große Festlichkeiten gefeiert. Alle Tage ging es da hoch her in dem neuen Hause, und Kánya spann nicht mehr und wob nicht mehr und wollte nur noch jagen, reiten und tanzen. Da geschah es eines Tages, als sie wieder zur Jagd auszogen, daß sie an dem Reisigdach vorbeikamen, unter dem die alte Mutter seither lebte. Es hing zwischen Bäumen dem neuen Hause gegenüber und so nahe, daß die alte Frau es alle Tage vor Augen hatte, obwohl sie nicht hinein durfte und kein Mensch mehr an sie dachte. Da saß sie am Feuer und gab auf ihren Kessel acht, der darüber hing und in dem ihr Essen kochte. Es war aber gerade ein Jahr um, seitdem Kánya in das Hüttchen eingezogen, und als

sie so vor dem Feuer stand, fiel ihr wieder der Spruch ein und sie sagte ihn her:

'Weiblein alt, Weiblein alt,
Gib mir deinen Kessel bald,
Oder ich nehm' ihn mit Gewalt!'

„Diesmal aber antwortete die Alte nicht mit dem ihrigen. 'Ich habe Dir den Rocken gegeben, ich habe Dir meinen Sohn gegeben und meine Hütte, den Kessel aber laß mir, denn er ist mein letztes Gut und ohne ihn kann ich mir keine Suppe kochen,' sagte sie. Kánya jedoch stieß höhnisch lachend mit dem Speer den Kessel um und ihr Mann stand dabei und ließ es geschehen. Da aber ergrimmte die Alte und erhob drohend den Arm.

'Nimm nur, nimm, zu Qual und Pein,
Es soll dir vergunnet sein!'

rief sie und stieß einen schrecklichen Fluch aus, daß die beiden entsetzt davoneilten. Ihnen nach aber kam das Wasser, das kochend aus dem Kessel lief, und es kam immer mehr und mehr, bis es sie ereilt hatte, und stieg immer höher und höher, daß sie sich nicht mehr retten konnten und in der Flut jämmerlich zu Grunde gingen. Aus dem Kessel aber floß das Wasser noch immer und breitete sich aus, bis es rings um das ganze Steinhaus einen rauchenden Ring bildete, und das ist der Weiher von Katlantó — der Kesselteich."

Kein Wunder, daß die Lage von Katlantó Anlaß

zur Sagenbildung gegeben. Es erhob sich wirklich aus der Mitte eines fast kreisförmigen Wasserspiegels, über dem sich namentlich im Winter, während dessen er nie zufror, leichte Dampfwölkchen kräuselten und der nirgends einen sichtbaren Zufluß zeigte, während ein kleiner Bach, welcher hier seinen Ursprung nahm, jahraus jahrein doch eine hübsche Menge Wassers ableitete, ohne daß sich jemals eine Verminderung wahrnehmen ließ. Der Teich glich einem sehr breiten Graben, wie deren so manche zur Verteidigung in schwerer Zeit angelegt wurden; die Menschenarbeit ließ sich jedoch heutzutage allerdings daran nicht mehr feststellen. Die Ufer waren innerhalb des Ringes von Gärtnerhand kultivirt und auch auf der Außenseite wenigstens zur Hälfte in Parkanlagen verwandelt, um welche man in einem großen Bogen einen Wasserarm herumgeführt hatte. Der andere Halbkreis bildete den Rand des Dorfplatzes, herrschaftliche Scheunen, Beamtenwohnungen und Bauernhäuser faßten ihn rechtwinkelig von drei Seiten ein, und hier war eine breite Pfeilerbrücke über den Teich gewölbt an Stelle der alten Zugbrücke, die im Lauf der Zeiten zwecklos geworden war, und statt deren jetzt ein mächtiges Gitterthor genügend Schutz gewährte.

Mit den Verteidigungsmitteln waren auch die Reste der alten Burg verschwunden. Ein lebensfreudigeres, glanzliebendes Geschlecht hatte einen stattlichen Schloßbau aufgerichtet, der mit seinen breiten, von vier

Pavillons flankirten Fronten und seinen beiden Innenhöfen fast den ganzen Raum einnahm und nur einen schmalen Streifen ringsum für den Hausgarten frei ließ. Von dem ehemaligen Prunk war nicht mehr viel vorhanden, das mehr ausgedehnte als hohe Gebäude sah in seinem neuen, wenigstens die ärgsten Schäden verdeckenden gelblichen Anstriche sogar ziemlich nüchtern aus, doch bot es immerhin und besonders vom Dorfe her, wo der Kontrast wirkte, einen stolzen Anblick und konnte, selbst im Vergleich mit anderen Schlössern, für einen hübschen herrschaftlichen Landsitz gelten.

Als solchen hatte auch der jetzige Eigentümer Katlantó an sich gebracht, vornehmlich mit der Bestimmung eines Witwengutes für seine damals noch lebende Gemahlin, die gleich ihm, einem Prinzen von Trietheim aus der jüngeren Nöringen-Kiephausner Linie, der seiner militärischen Laufbahn in Oesterreich trotz aller politischen Veränderungen treu geblieben war, die Entwicklung in Deutschland nicht mit wohlwollenden Augen verfolgte und sich hier für ihr Alter ein stilles Refugium zu gründen gedachte. Die hohe Frau aber war gestorben, ohne es jemals gesehen zu haben, und auch Prinz Adolf war, obwohl er der neuen Besitzung schon im Herbst einen erneuten Besuch zugedacht, durch allerlei Hindernisse den Winter über fern gehalten, erst mit den letzten Märzwochen in Begleitung seiner beiden Töchterchen auf derselben eingetroffen.

Dem früheren Stände der Dinge, sowie den wirtschaftlichen Verhältnissen vollkommen fremd — er hatte sein Besitztum kurz nach dem Ankauf nur einmal im Fluge gesehen — nahm er zuerst alles mit stillschweigender Gutheißung aus Hagens Händen entgegen und mußte erst später über dessen wackere Leistungen von seinen Nachbarn aufgeklärt werden. Vor allem übernahm dies Graf Detreffy, und der Prinz fand darin Anlaß, Aggtelep, das ihm überhaupt den angenehmsten Verkehr bot, wiederholt zu besuchen.

Anfänglich nur für einige Wochen und einzig in der Absicht gekommen, sein Gut persönlich in Augenschein zu nehmen, verlängerte er seinen Aufenthalt von Woche zu Woche und ließ endlich den Entschluß durchschimmern, das ganze Frühjahr und vielleicht auch den Sommer hier zu verbringen, wo der gesunde Landaufenthalt seinen Kindern und besonders die durch das Verdunsten des Wassers ausnehmend gemilderte Luft seinem älteren, immer etwas leidenden Töchterlein zu statten kommen sollte.

Auf die Dauer hatte er sich denn auch der Pflicht nicht entschlagen können, die Bekannten auf seinem eigenen Grund und Boden einmal selbst zu begrüßen, und so war es denn gekommen, daß er die gräfliche Familie, die ihm mit so viel Freundlichkeit entgegenkam, und die Gesellschaft, die er dort am häufigsten traf, Baron Holmossy und dessen Braut, Fenkö und Deßkowitsch, den in der Stadt garnisonirenden Major,

der ihm natürlich sofort „seine Aufwartung“ gemacht, mit dessen Frau und einem Schwarm jüngerer Offiziere nach Katlantó einlud. In Rücksicht auf Graf Detreffy, der an einem leichten Gichtanfalle litt und vor der Abendkühle wieder zu Hause zu sein wünschte, war die Aufforderung zu einem sogenannten dejeuner dinatoir ergangen, aber am festgesetzten Tage hatte sich der Graf, dessen Leiden sich ein wenig lästiger bemerkbar machte, doch zu einem Verzicht entschließen müssen, und an seiner Stelle begleitete die Gräfin nun Tibor, der seit einigen Wochen — fast ebenso lange als seine Eltern, nach ihrer Rückkehr von ihrem Winteraufenthalte in der Hauptstadt, in Aggtelep saßen — wieder daselbst verweilte, um seinen gebrochenen Arm, mit dessen Herstellung es merkwürdig langsam von statten ging, vollends ausheilen zu lassen.

Das Gabelfrühstück war, so steif es auch begonnen, denn doch recht heiter verlaufen, dank der Gräfin, die eine jede Gesellschaft zu beleben verstand und ihre anfänglich ziemlich merkbare Verstimmung, welche sie auf eine leichte Migräne zurückführte, alsbald tapfer bemeisterte, und alles hatte sich vergnügt von der Tafel erhoben, bis auf Fenkö und Deßkowitsch, denen bedeutet worden war, daß es sich einer so hohen Persönlichkeit gegenüber nicht schicke, Toaste auszubringen, und die sich nur schwer darein fanden, nicht bei der Flasche und einem kleinen Spielchen noch ein paar Stunden sitzen bleiben zu dürfen.

Hatte Deßkowitsch aber das Redeverbot schwerer getroffen, so bequemte er sich wieder leichter als sein Freund dem Vorschlag an, mit der Promenade durch den Park, welcher schon gleich nach der Ankunft im Schlosse die Besichtigung desselben vorangegangen, eine Wasserpartie zu verbinden. Er konnte dabei all seine Fachkenntnisse leuchten lassen und seine von ihm selbst gerühmte Geschicklichkeit und Muskelkraft zeigen, die aber doch nicht verhinderten, daß er bei jedem Match, auch wenn er nicht eben Fenkö zum Partner hatte, regelmäßig geschlagen wurde.

Es war der Schluß der Regatta, welchem die Damen von dem Plätzchen unter den Hängeweiden aus zugesehen, aber das Spiel hatte etwas lange gedauert und das Interesse allmälich erschöpft, so daß jetzt sogar die beiden Prinzessinnen, die sich an dem heiteren Schauspiele kindlich ergötzt, sich gleichgiltig von den eben ihre letzte Rundfahrt beendenden Booten abgewendet hatten und ihre ganze Aufmerksamkeit Aranka widmeten.

Mit unverwandten Blicken betrachtete der Prinz die liebliche Gruppe, wie die Kleinen offenen Mundes an den Knieen der Erzählerin lehnten, die sie wie eine Zauberin zu fesseln verstand. Er war ein schöner Mann, dem man kaum seine vierzig Jahre gegeben hätte; das dunkelblonde Haar lag noch dicht um die mehr breite als hohe Stirn und der Teint war von jugendlicher Frische. Den Kopf trug er etwas steif,



wie die ganze große und kräftige Gestalt, und dazu paßte auch das vom Barte freigelassene breite Kinn. Das Grübchen jedoch in demselben harmonirte mit dem weichen Schnurrbart und einem gewissen Zwinkern der Augen, das manchmal, wie eine Verlegenheit verratend, eintrat und auf den Schluß führte, daß diese etwas unbewegliche Gemessenheit seines Auftretens weit weniger der Ausdruck entschiedener Willensstärke als vielmehr die Maske für eine durch die Erziehung nicht ganz überwundene natürliche Befangenheit und zeitweilige innerliche Unsicherheit war. In diesem Moment aber zuckten die Lider nicht, seine Augen nahmen sozusagen mit vollen Zügen das reizende Bild auf, als wollten sie es einsaugen. Die Zauberkraft schien auch über ihn mächtig geworden zu sein.

Die kleinen Mädchen sahen voll Spannung auf, als Aranka inne hielt, und besonders das ältere, etwas schwächliche und auch von weniger intelligentem Aussehen, hing mit wahrer Andacht an ihren Lippen. Beide fragten fast gleichzeitig:

„Und was geschah mit dem alten Weiblein?“

„Und mit dem kleinen Kinde? O, bitte!“

„Dem Knäblein geschah natürlich nichts,“ fügte Aranka nun noch ein Schlußwort bei. „Das Großmütterchen lebte von da an in dem Hause und zog das Enkelsöhnchen heran, und beide hatten sich sehr lieb. Mit den Jahren aber wurde der Kleine ein großer Mann, noch viel stärker und mächtiger, als

sein Vater gewesen war, und alles Land weitum gehörte ihm. Nach seiner Mutter wurde er Kányaffy genannt, und die Familie, welche von ihm abstammte, war angesehen und wohlgelitten bei allem Volke, weil sie gütig war und mild, bis sie endlich ausstarb, wie so manch andere im Lande."

„Und dann, und dann?" drängten die unersättlichen Zuhörerinnen.

Der Prinz legte, herantretend, seine Hände lächelnd auf deren Köpfchen.

„Ihr müßt euch zufrieden geben. — Das kindliche Publikum, ob es liest oder lauscht, will immer noch ein Postskriptum."

„Und es gibt auch noch eins!" rief Tibor über den Sonnenschirm hinweg. „Wir erlassen es Ihnen nicht, Fräulein Klio. Wo bliebe denn Fenkös gefürchtetes Wasserweib?"

Aranka nickte. Sie hatte die Blicke zu dem so nahe vor ihr stehenden Prinzen erhoben. Eine Sekunde lang ruhten ihre tiefen dunklen Augen wie verloren in den seinen, dann senkte sie den Blick mit einer plötzlichen Neigung des Kopfes, wie um ein leises Erröten zu verbergen.

Währenddessen flüsterte die dicke Frau des Majors der Gräfin, welche ihren Stiefsohn neckte, daß auch er zu dem kindlich unersättlichen Publikum zu gehören scheine, vertraulich zu:

„Nicht wahr, wie man nur an so albernen Märchen

Interesse finden kann, wo doch alle Tage so viel Merkwürdiges passirt! Ich erlaube nie, daß man meinen Kindern den Kopf damit voll macht; sie werden so verschroben."

„Nun ist die Geschichte aus,
Und wer's nicht glaubt, den frißt die Maus!"

sagte Aranka lächelnd. Der Neugierde war damit ein Ziel gesteckt.

„Und ihr bedankt euch hübsch dafür!" mahnte der Prinz seine Töchterchen.

Das ältere hatte schon die Lippen gespitzt und hielt sie Aranka entgegen, aber der Dank war kaum noch entgegengenommen, als das kleinere rosige Ding die ältere Schwester auch schon beiseite zu drängen suchte und mit weinerlichem Ungestüm die Händchen emporstreckte:

„Hilda will auch einen Kuß haben!"

Der Vater schalt zwar ein wenig und sagte, Hilda solle sich ein Beispiel nehmen und nicht so ungenügsam sein, gleich der herzlosen Kánya, aber er sah doch mit strahlendem Blicke zu, wie sie die Aermchen um Arankas Hals schlang, die sie zärtlich zu sich emporgehoben hatte. Die Ermahnung war an dem lebhaften Gemüte wirkungslos abgeglitten. „Komm, Alda, Du auch!" rief Hilda, das Schwesterchen nunmehr ebenfalls heranziehend, dann aber sprang der kleine Uebermut, nachdem beide Mädchen zuvor noch den anderen Damen

artig die Hand gegeben und ihren unbeholfenen Knix gemacht, der väterlichen Weisung folgend, munter zu der in einiger Entfernung wartenden Bonne, und man hörte noch, während diese sich mit den Kindern zurückzog, die feinen Stimmen das Sprüchlein recitiren: „Weiblein alt, Weiblein alt!“

„Die Maus, die Maus!“ rief plötzlich Tibor hinter den Damen.

Die Gräfin und ihre Nachbarin sprangen entsetzt auf, und namentlich die letztere geberdete sich ganz außer sich. Er aber lachte spitzbübisch über die Aufschreie, die er den Geängstigten entlockt.

„Bitte, meine Gnädige,“ sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit, „bleiben Sie nur ruhig sitzen. Die Maus hat es bloß mit mir zu thun, denn ich bin der einzige, der nicht glaubt, daß die Geschichte zu Ende ist, da ich bestimmt weiß, daß sie noch einen Anhang hat. Warum wollen Sie ihn denn nicht erzählen, Fräulein Aranka?“

„Ich wollte es nur nicht,“ erklärte diese, während sich die anderen beiden wieder lachend und scheltend niederließen, „so lange die Prinzessinnen da waren. Sie würden sich fürchten lernen und sollen sich doch wohl und sicher in der Heimat fühlen.“

„Es ist wahr. Sie sind doch immer so klug! Ich verdiente wirklich, daß die Maus kommt!“ bekannte Tibor beschämt seine Bewunderung. „Schicken Sie sie nur!“

„Sie würden doch nicht still halten, wenn sie zu nagen beginnt," meinte Aranka, indem sie ihr lachendes Gesicht ihm über die Schulter zuwandte.

„Es käme nur darauf an," beteuerte er. „Wenn sie beim Herzen anfängt, will ich nicht mucksen. Auf Ehre!"

„Da würde sie sich an den bescheidenen Resten kaum satt essen," erwiderte sie schlagfertig.

Der Lieutenant hob die Arme zum Himmel, als ob er ihn zum Zeugen gegen diese hohnvolle Verleumdung aufrufen wolle und ihn der Schmerz stumm mache. Der Prinz ließ ihn aber auch nicht wieder zu Worte kommen. Der kleine Pfeilkampf hatte ihm nur ein erzwungenes Lächeln entlockt, und er benützte die Pause, demselben ein Ende zu machen, indem er die Frage einschob, ob denn dieser Anhang wirklich so unheimlich sei, daß einem der Aufenthalt in Katlantó verleidet werden könnte.

„Nur für kindlich gläubige Gemüter," versetzte sie noch immer im Scherz, der aber einen ganz anderen, sinnigeren Ausdruck fand als zuvor bei der ironisch überlegenen Behandlung des jungen Grafen. „Einem ernsten, tapfern Mann, der den Tod nicht einmal fürchtet, dem haben auch Gespenster nichts an."

„So wollen wir es also wagen!" suchte der Prinz, dem die im Tone der Anerkennung schlicht vorgebrachten Worte eine feine Röte in die Schläfen trieb, auf den Scherz einzugehen.

„Die Sage behauptet nämlich weiter: es habe bei der Strafe des Ertrinkens nicht sein Bewenden gehabt. Die Verwünschung der Alten wirke noch immer fort. Kánya, in die Nixe des Teiches verwandelt, schwebe zuweilen als Gabelweihe über demselben; alle hundert Jahr einmal aber dürfe sie in ihrer menschlichen Gestalt an der Oberfläche erscheinen, und jedesmal holt sie sich einen der Bewohner des Schlosses und nimmt ihn mit sich in die Tiefe. Erst wenn sie einmal Widerstand findet und abgewiesen wird, so daß sie allein zurückkehren muß in ihr feuchtes Reich, dann wird der Fluch erfüllt sein und sie die ewige Ruhe finden; dann verlaufen sich die Wasser und rauschen wieder in den Kessel zurück, das Schloß wird wieder zur Hütte und nimmermehr wird hier eine Weihe gesehen. So will's die Sage von Katlantó."

„Huhu, huhu!" erscholl es hinter der Bank. Tibor gab seinen Schauder in dumpfen Tönen kund und bewegte seine Arme wie schwer flatternde Schwingen, wobei er ganz vergaß, daß der eine reglos in der Schlinge zu ruhen hatte. Er erinnerte sich aber rasch und stellte die verräterische Pantomimik ein, die zum Glücke niemand bemerkt hatte. Die Damen kehrten ihm den Rücken zu und der Prinz war zu sehr beschäftigt, Aranka seinen Dank auszusprechen, sowohl für die Mitteilung der Sage überhaupt als für die taktvolle Beiseitelassung des Schlusses in Gegenwart

der Kinder, denen man keinen Anlaß geben sollte, sich zu grauen.

„Es ist ja sonst eine sehr lehrreiche Erzählung," gab er sein Urteil ab, „in der sich alles vereint: Phantasie, poetischer Reiz und tiefe Moral."

„Auch sogar ein bißchen Naturgeschichte."

„Gewiß, gewiß!" beeilte sich die Frau des Majors, deren Ohr für den leisen Spott in der Bemerkung der Gräfin nicht fein genug war, der letzteren beizupflichten. „Ganz, wie Excellenz sagen. So sollten alle Erzählungen für die liebe Jugend eingerichtet sein. Ich habe selbst nicht gewußt, daß man die Gabelweihe auch Milan heißt. Das ist ja der Vogel, der, glaube ich, Maulwürfe fängt, oder sind es Mäuse?"

„Wenn sie in die Falle eingehen, allerdings, gnädige Frau," ließ Tibor mit galanter Zustimmung höchst ernsthaft einfließen, was ihm aber von seiten der Gräfin diesmal keinen beifälligen Blick eintrug.

Sie verzog nur ein wenig verdrießlich und wegwerfend die Lippen, schlang ihr Spitzentuch um den Hals und ließ, dasselbe lose knüpfend, die Aeußerung fallen, es werde doch etwas kalt und feucht hier.

Der Prinz griff die Andeutung sofort auf und lud die Damen ein, noch das Glashaus zu besehen; es sei zwar nicht so schön wie jenes in Aggtelep, namentlich was seltene Pflanzen betreffe, doch fänden sich ein paar hübsche Gruppen blühender Rhododendren und Azaleen daselbst, sowie einige interessante Palmenexemplare.

„Uebernehmen Sie doch mit Aranka die Führung, Hoheit!“ machte sie dem Schwanken des Hausherrn kurzweg ein Ende. „Ich habe meine mütterliche Pflicht zu erfüllen und meinem unartigen Herrn Sohn ein wenig die Leviten zu lesen. Deßkowitsch!“ rief sie dann zu der Gruppe der Herren hinüber, wo bei den Booten noch immer die gehabten Chancen erörtert wurden. „Sie sind ja ein ausgezeichneter Botaniker, wie ich weiß. Sie müssen sich nützlich machen und der Frau Major erklärend zur Seite gehen. Sie interessirt sich für alle Fächer der Naturgeschichte.“

Der gehorsam Herbeieilende schnitt ein ziemlich verblüfftes Gesicht, aber er wußte ja alles, und ein demütigendes Eingeständnis wurde ihm vollends unmöglich gemacht, als er seinen Freund Fenkö hinter sich spotten hörte:

„Bei Tag unterscheidet er ganz genau einen Kukuruzkolben von einem Vergißmeinnicht und bei Nacht sogar noch genauer einen Villányer von einem Neßmélyer.“

Dieser Sporn genügte, um Deßkowitsch zu einem Linné zu machen. Die Gräfin aber hatte ihren Zweck erreicht und blieb, da er notgedrungen der seiner Begleitung anvertrauten Dame den Arm reichen mußte, mit Tibor allein, da die übrigen Herren doch rasch noch ein paar Würfe auf das russische Kegelspiel machen mußten, ehe sie mit dem von Hagen geführten Major an der Spitze in einiger Entfernung folgten.

Mit einer gewissen Mißachtung schritt die Gräfin anfänglich neben Tibor einher, dessen diensteifrig dargebotenen Arm sie kaum mit den Fingerspitzen berührte; als sie aber keine Anstalten traf, ihre Drohung zu verwirklichen, versuchte der schlaue Junge derselben die Spitze abzubrechen. Er begann von dem Stolze zu sprechen, mit dem es ihn erfülle, von seiner bezaubernden Mama so hochstehenden Kavalieren vorgezogen zu werden, mit denen zu rivalisiren ihm seine angeborene Bescheidenheit nie erlauben würde."

„Mache keine Mätzchen!" schnitt sie jedoch seine Schmeichelei jäh ab. „Du weißt recht gut, was ich Dir sagen will."

„Hast Du vielleicht wieder ein Heiratsprojekt? Ist es Prinzeß Ada oder Prinzeß Hilda?"

„Mit Narreteien bringst Du mich heute nicht zum Lachen."

„So sage mir doch, was ich verbrochen habe. Ich will ja gern Pönitenz thun."

„Thörichtes Zeug machst Du und nicht erst seit heute; — die ganze Zeit her, daß Du zu Hause bist, aber heute ist es schlimmer als je."

„Weil ich die dicke Staabsmama ein wenig auf die Beine brachte und neckte? Aber sie ist ja nicht unser Gast heute, da darf ich schon die Rücksicht —"

„Ach was, es handelt sich um andere Rücksichten," unterbrach sie ihn in ernstlichem Unmute. „Hat euch denn Aranka allen den Kopf verdreht?"

„Für die anderen will ich nicht einstehen," erwiderte er nach kurzem Stutzen launig. „An dem meinen aber ist nichts mehr zu verdrehen, Du weißt es."

Ungeduldig zuckte sie die Achseln.

„Schämst Du Dich nicht, der Braut eines andern in solcher Weise den Hof zu machen?"

„Was kann ich dafür, daß es nicht meine eigene Braut ist? Lediglich eine irrtümliche Verwechslung!"

„Die Du sehr zu bedauern scheinst."

„Ma foi, oui, ma belle mère, da es nun einmal schon so häßlich eingerichtet ist in unserem Land und Jahrhundert, daß man seine Stiefmama nicht heiraten darf. — Au, Du machst mich zu einem beiderseitigen Krüppel!"

Im Zorne hatte sie ihn so stark gekniffen, daß er Mühe hatte, seine drollige Miene und Art beizubehalten. Auf sie machte der Schmerzenslaut nicht den geringsten Eindruck; noch weit grausamer hätte sie ihn peinigen mögen.

„Ich habe ganz gut gesehen, wie es mit Deinem Arme steht, wenn es sich ums Fliegen handelt," trat sie seiner Klage entgegen. „Ich werde Papa bitten, daß er Dich sofort zu Deinem Regimente zurückschickt."

„O, dann breche ich mir sofort wieder den Arm, oder lasse mir ihn ein wenig ansäbeln."

Die Gräfin, ob so viel leichtfertigen Eigensinns entsetzt, schlang alle zehn Finger in einander, ohne jedoch den Arm loszulassen, auf dem ihre Hand lag.

„Aber, Mensch, was soll daraus werden?“ fragte sie.

„Wer kann es wissen? Ist es denn nicht möglich, daß der Himmel, in welchem die Ehen geschlossen werden, noch zu rechter Zeit seinen Mißgriff einsieht —“

„Geh, ich verabscheue Dich!“ fiel sie ihm heftig ins Wort und stieß ihn von sich.

„Was bleibt mir also übrig, als mich ins Verderben zu stürzen!“ erwiderte er in dumpfem, tief tragischem Ton.

So spaßhaft derselbe auch wirkte, er brachte die Gräfin doch nicht zum Lachen. Unter aller Neckerei hindurch fühlte sie einen gewissen Zug von ernster Hartnäckigkeit, der sonst dem flüchtigen jungen Manne nicht eigen war; es war vergeblich, ihm Vernunft zu predigen, und mißmutig gab sie den Versuch auf, als das Glashaus erreicht war.

Es befand sich neben einem ziemlich großen Gartenpavillon im Rokokostil in jenem Parkannex, der mit der Insel, auf welcher das Schloß sich erhob, durch einen schmalen Steg aus rohen Birkenstämmen in Verbindung stand, auf welchem sich die Herren und Damen, wenn sie Arm in Arm weiter wandeln wollten, ziemlich eng an einander halten mußten. Deßkowitsch war in den Kleidfalten seiner Begleiterin völlig verschwunden; nur sein langer Hals, sein schmaler Kopf ragten über sie hinaus, daß es den Eindruck machte, als ob ein Kasuar mit übergehängtem Trauermantel gedankenvoll hinter einem Leichenbegängnisse herschreite.

Auch der Prinz zog Arankas Arm näher an sich heran, als ihr Gewand die rauhe Brüstung streifte und sich daran festzuhaken drohte.

„Wir sind ja nicht bei einer Hoftafel," scherzte er. „Es ist, als fürchte Ihre kleine Hand, mich zu berühren."

„Hoheit spotten meiner!" hielt sie sich, geschickt den leisen Vorwurf überhörend, an die Nebensache. „Ich trage Nummer sieben."

Mit leichter Bewegung hob sie dabei den abgestreiften dänischen Handschuh, welchen sie lose zwischen den Fingern hielt; sein Blick aber haftete an diesen und nicht an dem feinen hellbraunen Leder.

„Es ist wahr," sagte er, indem er sie wie prüfend mit der Linken erfaßte, „sie ist nicht verkrüppelt, wie es das heutige Modeideal verlangt. Aber sie ist bewundernswert durch die Schönheit ihres Baues, die edle Form der länglichen Finger, der rosigen Nägel, sie ist nicht welk und verzärtelt, nicht abgestumpft durch das leidige Klavierspiel, Kraft und Charakter prägen sich in ihr aus, die Grazien nisten in diesen zarten Grübchen, und in dem bläulichen Aederchen da rollt kein krankes, überhitztes, sondern klares, gesundes Blut. Das ist die Hand der durch die unsterblichen Meister verewigten Frauen, die Hand der Renaissancezeit. Ich wollte, es wäre mir durch die Gegenwart anderer nicht verwehrt, einen Kuß darauf zu drücken."

„Es ist gut so!" erwiderte sie die Schmeichelei seiner begeisterten Schilderung mit Feinheit. „Ich bin ohnehin schon im Begriff, eitel auf sie zu werden. Auch stünde ja der Dank in keinem Verhältnis zu meiner geringen Leistung."

„Er bliebe allerdings weit im Rückstande," äußerte er lebhaft. „Wie glücklich sind die Kinder, daß sie danken dürfen, wie sie mögen! Ich habe meine Kleinen beneidet."

Schweigend senkte Aranka den Kopf. In der Furcht, zu weit gegangen zu sein, dämpfte der Prinz das Feuer seiner Rede, und mit fast schüchternem Tone bat er sie um Verzeihung, wenn er sie beleidigt habe.

„Glauben Sie mir, meine Worte waren dreister als meine Gedanken, mein Fräulein; ich wollte nur sagen, daß Kinder das beneidenswerte Vorrecht haben, ihrer Neigung unverhohlen Ausdruck zu geben, ohne mißverstanden zu werden."

„Es hat mich gefreut," glitt sie über die Ummodelung leicht hinweg, „mir die Sympathien der kleinen Hoheiten so rasch erobert zu haben. Das kindliche Gemüt hat für mich einen eigenen Zauber. Ich bin wahrhaft stolz auf meinen Erfolg."

„Sie besitzen eben die Kunst, die Herzen im Fluge zu gewinnen."

„Eine Kunst erlernt man, ich habe mich nie darin geübt."

„Auch das war nur wieder ein falsch gewähltes

Wort von mir," beeilte er sich, ihr beleidigtes Selbstgefühl zu versöhnen. „Ich hätte sagen sollen, die Gottesgabe oder, um auf unserem sagenumwobenen Boden im Märchenstile zu bleiben, das Geschenk, das die Feen nur ihren auserwählten Lieblingen in die Wiege legen. Es ist eine Naturmacht, welcher niemand widerstehen kann, der in ihren Bannkreis gerät — niemand, als wer selbst kein Herz besitzt, denn sie geht eben vom Herzen aus."

Aranka schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich glaube nicht daran!" sagte sie mit leiser Ironie.

„Wieso?"

„Ich glaube nicht an den Ursprung dieser Naturmacht, die man mir übrigens auch mit Unrecht zuschreibt. Besäße ich sie, so würde ich —"

„Was würden Sie?" fragte er dringend, als sie innehielt.

Da umspielte jedoch den eben noch so herben Mund ein neckend feines Lächeln, und die Augen plötzlich senkend, meinte sie: Geheimnisse müsse man nicht abfragen wollen, sondern ablauschen.

Seine Lider zwinkerten, und die frische Röte seines Gesichtes steigerte sich ein wenig, doch gab er zu, daß er es ungeschickt angestellt und für seine Zudringlichkeit die Zurechtweisung verdient habe. Dabei war er wie elektrisirt, und seine Stimme bebte eigentümlich, als er, sie dämpfend, hinzusetzte:

„Man vergißt eben die Klugheits- wie die Höflichkeitsregeln, wo man sich unwiderstehlich zu dem Wunsche versucht fühlt, einmal allwissend zu sein. Ich gäbe zum Beispiel viel darum, zu erfahren, wie es Baron Holmossy angefangen hat, Ihr Herz zu gewinnen. Er muß Eigenschaften besitzen, die man nicht auf den ersten Blick entdeckt und die ihn des unschätzbaren Glückes würdig machen, von Ihnen geliebt zu sein."

„Ich bin ihm aus voller Seele dankbar, daß er mich aus der Dienstbarkeit erlöst und mir eine Heimat bietet."

„Und Ihr Herz?"

Es war ein Ton der Ueberraschung, der Freude, des Begehrens, der deutlich seine Empfindungen verriet.

Mit scherzhaftem Tadel begegnete sie seinem erwartungsvollen Blick.

„Ei, Prinz, schon wieder der Allwissenheitsdrang!"

„Man ist eben nicht immer dessen sicher, was man erlauscht zu haben glaubt. Die Frage ist allerdings indiskret."

„Wenigstens nicht durchgehends üblich, wenn es sich — bloß um eine Heirat handelt."

„O, wie sehr haben Sie recht!" sagte der Prinz mit einem halb unterdrückten Seufzer. „Gerade wir in unseren Reihen haben ja in solchem Falle so selten die Frage frei an das Herz, das gar oft die Antwort schuldig bleiben dürfte."

„Und wie man sagt, überhaupt stumm ist, bis der richtige Zauberspruch sich findet, vor dem sich der Felsen öffnet und die kostbare Wunderblume, deren Berührung den Stein zum Sprechen bringt.“

„Wie man sagt!“ wiederholte er lebhaft. „Und so skeptisch? Haben Sie denn die Erfahrung noch nicht selbst gemacht? Wirklich nicht? Und Sie glauben vielleicht nicht einmal an diese Wundermacht?“

„Ich glaube, daß des Menschen Wille unbedingt stärker ist — er muß es ja sein können!“ Und vom tiefen Ernst fast unmittelbar zu heiterer Ironie übergehend, wandte sie ihr Auge lächelnd ihm zu. „Es scheint jedenfalls viel schwerer, einen gewissen angeborenen Fehler zu bezwingen, da wir Beispiele haben, daß selbst so ausgezeichnete und allgemein bewunderte Männer immer wieder in denselben verfallen wie —“

„Nun, wie . . .?“

„Eure Hoheit!“ sagte Aranka schalkhaft, indem sie sich ehrerbietig in eine tiefe Verbeugung à la cour versenkte.

Da sie hiezu die Gelegenheit wahrgenommen hatte, als eben beide, ohne daß der Prinz darauf achtete, vor dem Glashause anlangten, wo der Gärtner den von weitem erblickten Besuch bereits mit abgenommener Mütze erwartete, war es unthunlich, das Gespräch fortzusetzen; der Prinz mußte selbst darauf verzichten, den Arm, welcher sich ihm entzogen hatte, neuerdings gefangen zu nehmen, da die Wege zwischen den

aufgebauten Gewächsgruppen viel zu schmal waren, um sie paarweise zu durchschreiten.

Die Gräfin ging diesmal, vom Hausherrn auf dem Fuße gefolgt, voran; sie flatterte leicht wie ein Schmetterling von einem Blütenbouquet zum andern. Deßkowitsch fabelte das wunderlichste Zeug von Dattel- und Kokospalmen, Granat- und Orangenbäumen, von Alpenrosen und Rhododendren, bei welch letzteren er der aufmerksam lauschenden Majorsfrau besonders die schweißtreibenden Eigenschaften hervorzuheben nicht vergaß. Tibor endlich trieb allerlei Kindereien, auf welche Aranka zwar nicht einging, die aber doch sowohl der Gräfin als des Prinzen Unruhe erweckten, so daß beide sich beeilten, den Aufenthalt in dem feuchtwarmen Raume zu beenden.

Als sie wieder am Ausgang angelangt waren, überreichte der galante Hausherr jeder der Damen einen der mittlerweile auf seinen Wink vom Gärtner zusammengestellten Sträuße, wobei ihm das kleine Unglück widerfuhr, daß sich ein Teil des für Aranka bestimmten loslöste und zur Erde fiel.

„Ach, wie ungeschickt!“ rief er. „Und gerade einer Braut gebühren immer die schönsten Blumen. Sie erlauben, daß ich mein Versehen gut mache.“

Und die Hilfe des Gärtners verschmähend, eilte er selbst zurück; die prächtigsten Kamelien, von denen sich einige Spätlinge auf den Stöcken befanden, pflückte er, um das Bouquet zu ergänzen; in die Mitte aber

steckte er drei Zweige von einem Strauche Mirabilis, der hier in der künstlichen Atmosphäre bereits zu blühen begann. Er fand die Damen schon in großer Gesellschaft, denn die Herren hatten es vorgezogen, das Gewächshaus gar nicht zu betreten, da der Diener bereits die Meldung gebracht hatte, daß die Wagen angespannt seien.

Der Prinz trat zu Aranka heran und überreichte ihr den Strauß. Auf die zuletzt hinzugefügten Blüten, die mit ihrem weißen Saume geschlossen an den haarigen Röhrchen saßen, deutend, sagte er nicht gerade leise, aber mit einer bedeutsamen Anspielung, die eben nur ihr allein verständlich war:

„Die Wunderblume für die Sage! Achten Sie ihrer in stiller Nacht so aufmerksam, wie wir Ihnen gelauscht, vielleicht erklingt dann auch ein Zauberspruch."

„Ah, the marvel of Peru!" rief die Gräfin, welcher der lange Blick entging, den beide mit einander tauschten, während Aranka den Strauß sorgfältig entgegennahm. „Wie reizend! Wie sinnreich! Die Blüten öffnen sich und duften nämlich bloß vom Abend bis zum Morgen."

„Accurat wie diese Halunken!" fiel Fenkö ein. „Wenn die Sonne aufgeht, v e r d u f t e n sie."

Ein allgemeines Gelächter mit: „Bravo, Fenkö! Ausgezeichnet! Fenkö soll leben!" untermischt, folgte dieser Bemerkung, welche dem ein wenig betretenen

Prinzen erst verständlich wurde, als man ihm den Gegenstand des vorhergegangenen Gespräches mitteilte. Man hatte über die Pferdediebstähle verhandelt, welche im Laufe des Winters wieder häufiger geworden waren.

„Bald wird man mit den Szalontaern konkurriren können, wenn nichts geschieht, dem Skandal Einhalt zu thun!“ ereiferte sich Deßkowitsch. „Wie man dort des Gauls unter dem Sattel nicht sicher ist, wird man sich hier auch auf denselben schnallen lassen müssen.“

„Das wird famos sein für Dich, Feri,“ meinte Fenkö. „Dann kannst Du doch nicht herunterfallen. Außerordentlich!“

„Ich brauche es nicht!“ gab der andere zürnend zurück. „Mir stiehlt auch niemand Pferde, das weiß ich.“

„Weil sie zu miserabel sind, meinst Du?“

„Die Anschauung eines Menschen, der davon nichts versteht!“

„Wer versteht nichts?“

„Derjenige, der einem Rassepferde einen Nudelwalker vorzieht.“

„Auch gut! Nudelwalker stiehlt man nicht. Bin ich doch sicher.“

„Und ich habe meine Zeichen. Der müßte es verdammt pfiffig anstellen und früh aufstehen, der mich übers Ohr haut. Aber geschehen muß doch etwas. Es ist mir unbegreiflich, daß nicht schon das Standrecht publizirt ist. Eine unglaubliche Gleichgiltigkeit!“

„Halt, meine Herren!“ fiel Tibor höflich, aber scharf ein. „Hier hat die Diskussion ein Ende. Ich bin aus bekannten Gründen nicht in der Lage, der Komitatsverwaltung einen Vorwurf machen zu lassen, der auf ihr Oberhaupt zurückfällt.“

Deßkowitsch gab sich zufrieden; der Streit, welcher noch auf dem Rückweg nach dem Schlosse weitergeführt worden war, verstummte. Nur Fenkö ließ sich so leicht nicht abfertigen; leise, daß sein Freund, der noch immer die Majorsfrau führte, nichts davon hören konnte, brummte er Holmossy ins Ohr:

„Sehr schön! Werden wir also früh aufstehen! Du kommst doch übermorgen in die Stadt, Vetter Gerö? Wird ein Hauptspaß werden mit seinen Sardellen.“

Er drückte verschmitzt das eine Auge zu, lachte in sich hinein und deutete spöttisch auf das magere Falbengespann, das an dem einen Ende der im Schloßhofe vorgefahrenen Wagenreihe hielt.

Die Verabschiedung nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Der Prinz half der Gräfin und Aranka in den Landauer und versprach, bald nach Aggtelep zu kommen und auch seine Töchterchen mitzubringen, die jetzt aus dem einen Erkerfenster eifrig herabwinkten und Blumen streuten, um die sich die jungen Offiziere scherzhaft stritten.

Bis zum letzten Augenblicke folgten seine Augen dann dem braunen Hütchen mit dem einfachen Schleifenputze, das neben dem weißen Spitzenhute der Gräfin

über das zurückgeschlagene Verdeck emporragte, und erst nachdem schon das „Sardellengespann“ mit der rasselnden Pritschka, auf der auch Fenkö neben Deßkowitsch Platz zu nehmen nicht verschmäht hatte, als das letzte die Brücke passirt hatte und über den Dorfplatz einschwenkte, wendete er sich um.

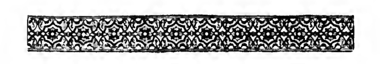
„Eine wunderbare Erscheinung!“ rief er halb für sich aus, und als er den hinter ihm Gestandenen ersah, fügte er fast etwas verlegen hinzu: „Was sagen Sie, Hagen, zu Fräulein von Zerényi?“

„Sie kam mir heute beinahe vor wie — die Nixe von Katlantó.“

„Sind Sie abergläubisch?“ fragte der Prinz, ein wenig verletzt, den ihn ernst Anblickenden mit gezwungenem Lachen.

Ohne eine Antwort zu erwarten, wendete er sich sofort achselzuckend der Treppe zu.





Zweites Kapitel.

An dem Erkerfenster eines Eckhauses am südlichen Ende des langen Marktplatzes stand Zerényi und verglich mit dem weitsichtigen Blicke des Alters die von den Zeigern am Turm des schräge gegenüberliegenden Domes angegebene Zeit mit seiner Taschenuhr, welche ebenfalls schon die elfte Stunde wies. Er nickte befriedigt, strich sich den mächtigen Schnurrbart aus und wendete sich zu dem Brautpaar um, das noch in der Mitte des Zimmers stand, wie es dasselbe betreten hatte.

„Was für ein prächtiges Observatorium, Maus," sagte er schmunzelnd; „von da aus kannst Du den ganzen Platz bestreichen und Dir Fensterparaden machen lassen nach Belieben. Und wenn Dein Mann eifersüchtig werden will, dann rufe nur mich. Ja, mein lieber Gerö, wenn man eine schöne Frau hat, muß man sich darein fügen, daß auch andere sie bewundern. Eine Königin muß ihre Unterthanen haben; darum bleibt man doch Herzkönig. Also, ich habe Dir Aranka

hereingebracht; jetzt laß ich euch aber eure Geschäfte allein besorgen. Ihr seid ja vernünftige Leute, bei denen man nicht immer nach Feuer und Licht schauen muß. Ich will nur auf ein Stündchen hinübersehen zum ‚König von Ungarn', wer da ist und was es Neues gibt. Bin doch verflucht neugierig, wozu mich vorgestern der närrische Fenkö Pali hereinbestellt hat. Gewiß ist wieder etwas los; er hat nicht umsonst so geheimnisvoll gethan. Na, wenn es einen Spaß gibt, laß ich Dich rufen, mein Sohn. Und braucht ihr mich, so schickt nur hinüber; ich glaube aber, ein Paar Brautleute braucht sonst niemand. Na, hübsch ist euer Nest, ganz hübsch; aber wenn man mich hätte machen lassen, ich hätte es euch noch ganz anders eingerichtet, ganz anders — großartig! Ganz hübsch sonst, ganz hübsch! Laßt euch die Zeit nicht lang werden!"

Er nickte wieder, sah sich noch einmal um, winkte seinen Kindern mit zwei Fingern von der Thüre her ein letztesmal zu und verließ das Gemach.

Dasselbe verdiente die ihm gezollte Anerkennung vollkommen. Es war nicht gerade reich, aber recht geschmackvoll ausgestattet, und es fehlte nichts, als daß diese neuen Möbel, die um das Hauptstück, einen inmitten des Salons aufgestellten kostbaren Wiener Flügel, gruppirt waren, in Benützung genommen wurden, um dem Raume jene Behaglichkeit zu verleihen, die ihm erst die Individualität der Bewohner geben

kann. Immerhin saß es sich jetzt schon recht angenehm in dem von der Sonne der letzten Tage erwärmten Gemach, das noch einige Strahlen zurückbehalten zu haben schien, während draußen der unbeständige April kalte Strichregen durch die Straßen jagte oder zuweilen gar wie ein Gassenjunge eine Handvoll Eiskörner an die Scheiben warf.

Es war das für die künftige Frau vom Hause bestimmte Empfangszimmer und bildete einen Teil der Wohnung, den das junge Ehepaar nach der Rückkehr von der für Ende August festgesetzten Hochzeitsreise beziehen sollte. Aranka hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, den Winter in der Stadt zu verbringen, und Holmossy, welcher daselbst Hauseigentümer war, ließ sich um so mehr dazu bereit finden, als auf seiner etwas entfernt gelegenen Besitzung ziemlich viel zu verändern und selbst umzubauen war, wenn der eigentlich nur für den Sommer taugliche Herrensitz den Ansprüchen wie dem Geschmack Arankas genügen sollte.

Es hatten sich da schon mancherlei Divergenzen mit seinen eigenen Ansichten ergeben seit jenem ersten, zum Zwecke von Ankäufen unternommenen Ausfluge nach Pest, welcher auf Andrängen des glückberauschten Brautvaters kurz nach der Verlobung denn doch zu stande gekommen war, wenn auch nicht in der Weise, wie es sich Zerényi in seiner mit fremden Mitteln großmütig schaltenden Phantasie vorgestellt hatte. Die Art selbst schon, wie sie in der Hauptstadt auftrat,

entsprach ebensowenig seinem bescheidenen, einfachen Sinn, welcher an den mannigfaltigen Besuchen bei all den ehemaligen Bekannten Zerényis, deren sich dieser plötzlich wieder erinnerte, an den Festlichkeiten und Schaustellungen im Theater wie an anderen Orten keinen Gefallen fand, als andererseits seinem Stolze auf die schöne, geistreiche und elegante Braut, mit der er allerdings, vielleicht gerade in dem geheimen Wunsche, die zuweilen erwachenden Gewissensbisse durch das ihm recht gebende allgemeine Urteil zu beschwichtigen, zu prunken geneigt war, die ihn aber doch nicht so ganz und gar in Schatten stellen sollte, wie er dies zu seinem Mißvergnügen gewahren mußte, wenn er, in aller Höflichkeit und Liebenswürdigkeit von ihrer Seite gedrängt, in den Hintergrund geschoben wurde und im Gefolge der Gefeierten schließlich vollends verschwand.

Damals hatte er sich mit der Aussicht auf die Heimkehr vertröstet. Aber diese brachte nicht die von ihm gewünschte Aenderung in ihr Verhältnis zu einander; die innige Annäherung, welche er sich von dem stillen Landaufenthalte während des Winters versprochen, trat nicht ein. Nach wie vor fehlte ihrem Wesen alle Wärme und Hingebung; sie blieb die stolze Herrin, die ihm ihre Gunst gewährte, aber nur bis zu den von ihr selbst gezogenen Grenzen, und dieselben waren, wie er sich gestehen mußte, mit großer Strenge um ein sehr enges Gebiet gesteckt. Da gab es keine Zärtlichkeiten, keine kleine Liebkosungen, die ihn

auf dem noch monatelangen Weg bis zum weit hinausgeschobenen Ziele ermuntert und das Warten erleichtert hätten. Sogar seine Besuche wurden eingeschränkt — anstandshalber, hieß es, da ja Aranka in dem vereinsamten Aggtelep allein bei ihrem Vater wohnte, dieser oft beschäftigt und vom Hause entfernt war und so dem Bräutigam nichts übrig blieb, als sich zu fügen und der Sitte das harte Opfer zu bringen.

Aber auch wenn sie zusammen waren, fehlte häufig der harmonische Einklang. Holmossys stilles Gemüt, sein auf sinniges Verarbeiten zumeist aus Büchern geschöpfter Eindrücke gerichteter Geist fanden in Arankas scharfer und keineswegs philanthropischer Auffassung von Welt und Leben, in ihrem positiven Sinn einen steten innern Widerspruch, der nicht selten auch laut wurde, wo sich dann Holmossy immer zur Unterordnung gezwungen sah, aber auch, wo er nur latent blieb, sich immerhin fühlbar machte. Selbst in Geschmackssachen und über alltägliche Anlässe liefen ihre Meinungen zumeist auseinander und es war schon wiederholt vorgekommen, daß sich über Kleinigkeiten in der Anordnung des künftigen Haushalts, der Wohnung und der Einrichtungsstücke kleine Zwiste entsponnen hatten, die aber jedesmal bald beigelegt waren, wenn der Bräutigam — wie es sich von selbst verstand — reumütig alles widerrief und sich mit allem, was er besaß, wollte und dachte, schmiegsam in die schöne, energische Hand gab, die den Zügel so fest hielt und ihn

so sicher durch den Graben von Ridegfalu nach Aggtelep geführt hatte.

Der Ausgleich dieser Art war bisher immer noch gelungen. Erst seit einigen Tagen schien auch dieses probate, alle Prozeßkosten auf ihn allein überwälzende Verfahren nicht mehr recht frommen zu wollen, und obwohl Holmossy es sich ehrlich angelegen sein ließ, die Uebereinstimmung wieder herzustellen, fanden sich doch allüberall ganz unversehens Nichtigkeiten, welche sie sofort von neuem störten. Oder war es mehr als eine Nichtigkeit, wenn die Arbeiter die Tapeten des Schlafgemaches und des daranstoßenden kleinen Boudoirs verwechselt hatten? Wenigstens wurde behauptet, daß dies geschehen, obwohl es ihn selbst fast so bedünkte, als hätte Aranka bei ihrer letzten Anwesenheit in der Wohnung die Auswahl eigens in der gerügten Weise getroffen. Er hatte einen Moment gemeint, nun, da das Mißverständnis einmal vorgefallen, liege ja nicht so viel daran, weil im Grunde doch der Ton so ziemlich der gleiche sei und also den Möbeln kein Eintrag geschehe; aber diese kalte, beleidigte Miene ertrug er nicht, und so beeilte er sich denn, auch diesmal wieder nachzugeben.

„Gut denn,“ sagte er, sobald Zerényi das Gemach verlassen hatte, „ich möchte Sie nicht minder zufriedengestellt sehen als Ihren Papa. Auf diese kleine Aenderung kommt es ja am Ende nicht an; mir lag nur daran, die Einrichtung vollendet zu sehen.

Die Zimmer sollen ganz nach Ihrem Wunsche noch-
mals mit Tapeten bezogen werden. Ist es so recht?"

„Es ist mir gleich."

„Sie waren doch noch eben so verstimmt über die
Verwechslung."

„Ich hatte unrecht."

Ueberrascht sah Holmoffy zu ihr auf. Ein solches
Eingeständnis hatte er bis heute für unmöglich ge-
halten. Auch jetzt noch zweifelte er daran, und er
ahnte richtig: es war kein Eingeständnis, wiewohl sie
das Wort wiederholte.

„Ich hatte unrecht, mich über einen Mangel an
Aufmerksamkeit zu alteriren. Meine Wünsche kommen
eigentlich nicht in Betracht. Es kann mir ja voll-
kommen gleichgiltig sein, was in diesen Räumen ge-
schieht, da ich sie doch nie beziehen werde."

„Wie?" stammelte Holmoffy, der aus der Ueber-
raschung nicht herauskam, sichtlich unangenehm berührt.
„Sie meinen — ich soll — Sie wünschen, wir sollen
eine andere Wohnung — — aber es ist doch unser
eigenes Haus!"

„Nicht eine andere Wohnung sollen Sie nehmen,
nein — eine andere Frau!"

Diesmal war er nicht bloß betroffen, sondern aufs
tiefste bestürzt. Eine solche Laune ging doch zu weit.
Und nur um einer Tapete wegen, oder wenn man es
tiefer fassen wollte, weil ein Einfall, sei es selbst ein
Wunsch, nicht die Beachtung gefunden, wie sie eine

solche für jede geringfügigste Aeußerung verlangte. Aber das war ja die ausgesprochenste Tyrannei und selbst für das fügsamste Gemüt zu gewaltsam und eigenwillig. Oder handelte es sich wirklich um einen Bruch? War es nicht eine bloße Drohung, im Unmute ausgestoßen, sondern im Gegenteil, eine schon vorher gefaßte Absicht, die sich nur eines nächstgelegenen Vorwandes bediente? Das alles schoß ihm durch den Kopf, wie das sein Antlitz färbende Blut, und beinahe noch fassungslos gab er dem Unmute Ausdruck, der schließlich jede andere Empfindung zu überwiegen begann.

„Das ist unmöglich — das — das kann Ihr Ernst nicht sein — oder Sie suchen das Motiv nur zu dem Zwecke —“

Sie sah ihn mit großen Augen mitleidig an. Wie wenig verstand er sie doch! Wollte sie einen Bruch, dann suchte sie nicht erst nach jämmerlichen Anlässen. Sie war keine Kokette der gewöhnlichen Sorte und verschmähte auch stolz alle die kleinlichen Hilfsmittel, deren sich die niedere weibliche List so häufig bedient. Unter ihrem Blicke verstummte er von selbst; sie fand es nicht einmal der Mühe wert, seinem Verdacht entgegenzutreten und ihm zu erklären, daß der Aerger, welcher sich in scheinbarer Launenhaftigkeit geäußert, nichts weiter war als die Unzufriedenheit mit sich selbst. Sie grollte sich, daß sie mit der Ausführung des Entschlusses, den sie doch einmal gefaßt hatte,

noch immer feige zögerte. Das hatte ihrem Wesen, ihrer Stimme den schneidenden Ton gegeben; jetzt, wo das entscheidende Wort gefallen war, fühlte sie sich selbst befreit. Sie hatte sich wiedergefunden, ja, sie empfand in dem Momente sogar etwas wie freundschaftliche Zuneigung für den Mann, dem sie den Glauben an eine zärtlichere Liebe zu nehmen im Begriffe stand, und dies Bewußtsein wandelte ihre Schärfe in eine mildere, fast herzliche Weise.

„Kommen Sie hieher, Gerö," sagte sie, ihm zu der Niederlassung im Erker voranschreitend, „setzen Sie sich und lassen Sie uns ruhig sprechen. Ich weiß, Sie haben längst schon bereut."

Sie sprach es aus, was er sich selbst noch nicht gestanden, was sich aber tief in seinem Innern regte. Mehr als einmal schon war es ihm gewesen, als müsse er aus einem schweren Traum erwachen, und er war von einer Art Erstaunen erfüllt, daß derselbe nicht weichen wollte und seine Verlobung mit Aranka volle Wirklichkeit blieb. Merkwürdig war es auch, daß er jetzt bei der völlig unerwarteten Erklärung keinen eigentlichen Schreck gefühlt, sondern weit eher etwas, das einem entrüsteten Entgegenkommen glich. Doch meinte er ihrer Behauptung widersprechen zu müssen.

„Ich glaube — diese Annahme — ich bin mir nicht bewußt, Ihnen einen Anlaß zu derselben gegeben zu haben. Sie thun nicht recht, mir einen solchen Vorwurf zu machen."

„Es ist keiner, lieber Freund. Im Gegenteil, ich gebe Ihnen gern das Zeugnis, daß Sie der gefälligste, liebenswürdigste Bräutigam von der Welt waren und sich ehrlich bemüht haben, Ihre eigenen Empfindungen niederzukämpfen. Aber diese sind da. Leugnen Sie es nicht.“

„Es ist grausam von Ihnen, Aranka, mich so auf die Probe zu stellen,“ gab er seiner Empörung über das vermeintliche Spiel, so hart es ihm überhaupt möglich war, Ausdruck. Er vermochte sich noch immer nicht in ihren Gedankengang hineinzufinden und vermutete nun in seiner Unsicherheit gar eine künstlich herbeigeführte Eifersuchtsscene.

Sie erriet seine Gedanken und lächelte unwillkürlich.

„Eine Probe!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Nein, auch eine solche ist es nicht, nur ein Versuch, uns zu verständigen. Und ich glaube, daß uns das leicht gelingen wird, wenn wir uns genau an die Wahrheit halten. Warum soll nicht Wahrheit zwischen uns sein? Auch wenn wir wirklich Mann und Frau würden, wäre das ja die einzige Grundlage einer befriedigenden Ehe; wir wären uns dieselbe unter jeder Bedingung schuldig; weshalb sollen wir uns dieselbe vorenthalten, wo wir doch am besten thun, verschiedene Wege einzuschlagen? Ich meine, wir sollten in Freundschaft und Achtung von einander scheiden — oder eigentlich nicht scheiden, sondern nur unser Verhältnis zu einander modifiziren.“

„Aber ich begreife nicht — was ist denn vorgefallen, daß — nun ja, daß es nicht weiter bestehen soll?"

„Es ist der natürliche Eigensinn des Mannes, der sich in Ihnen sträubt, eine Lösung anzunehmen, die nicht von Ihnen ausgeht. Aber lassen Sie nicht ihn sprechen, sondern geben Sie einen Augenblick Ihrem unverfälschten Gefühl und der klaren Logik Gehör. Sie glauben Ihre Ehre engagirt und zwingen sich, in einer Lage auszuharren, die Ihnen von allen Seiten unbequem ist. Aber setzen Sie sich doch, das wird Ihnen Haltung geben und Sie beruhigen. So, sehen Sie, und nun seien Sie offen. Sie haben in mir nicht gefunden, was Sie zu finden glaubten. Widerlegen Sie mich nicht! Ich weiß es ja selbst nur zu genau, daß ich dem Bilde nicht entspreche, das Sie sich von mir entworfen haben, und meinen Charakteranlagen nach demselben nie entsprechen werde."

Sie hatte die Hand erhoben, ihm den Mund zu schließen, wenn er verneinen wollte, aber er vermochte es nicht. Wie oft hatte er schon Vergleiche angestellt zwischen Aranka und Agóta! Ungerufen hatte sich das Bild der letzteren eingestellt, in der letzten Zeit immer häufiger, und in seinem stillen, bescheidenen Leuchten die glanzvolle Erscheinung seiner jetzigen Braut verdunkelt. Damals, während jenes Herbstaufenthaltes in der Hauptstadt, als verblaßt und ungeklärt die Kunde zu ihnen gedrungen war, daß Agóta während



eines Schneesturmes besinnungslos aufgefunden worden und schwer erkrankt sei, hatte er sich wohl ergriffen gefühlt, aber in den Zerstreuungen des Moments dem Falle keine tiefere Bedeutung beigemessen. Von Natkay wurde ja auch alles vermieden und verschwiegen, was denselben ins richtige Licht hätte setzen können. Die Nachricht, welche mitten unter den am Morgen endlich getroffenen Vorbereitungen zum Aufsuchen der Vermißten eingelangt war, daß seine Tochter in unmittelbarer Nähe der Vorsoder Tanya von den Hunden aufgefunden worden war und sich jetzt fieberkrank daselbst befinde, war von dem hartherzigen Manne nur als eine Bestätigung seiner Vermutung, daß sie sich verlaufen habe, wie seiner Zuversicht, sie werde nicht verloren gehen, sondern schon irgendwo aufgelesen werden, angesehen. Er hatte sich aber wohl gehütet, den Anlaß zu dieser nächtlichen Wanderung, welchen die arme Bewußtlose in ihren Delirien verriet, einzugestehen, im Gegenteil aus dem Umstande, daß Agóta in einen schweren Typhus verfiel, die Erklärung hergeleitet, das sonst gänzlich unmotivirte Verlassen des Hauses sei schon eine Folge des Ausbruches der Krankheit gewesen. So war alles geschehen, die richtige Spur zu verwischen, und Holmossy kam nicht in die Lage, zu erkennen, ob oder inwieweit er mit Schuld an der Erkrankung des armen Mädchens trug. Dennoch hatten sich in ihm Gewissensbisse erhoben und in seinen Träumen war ihm Agóta zuweilen wie eine

Verklärte erschienen. Erst im Verlaufe des Winters, während dessen die langsam Genesende auf Rat des Arztes mit ihrer Mutter und Schwester ein südliches Klima aufgesucht hatte, was Natkay als ein großes Opfer väterlicher Liebe darzustellen wußte, obgleich die Kosten keineswegs von ihm, sondern von der Schwester seiner Frau, die sich zum Mitgehen entschlossen, getragen wurden, erst während dieser Pause, in welcher von den Abwesenden wenig die Rede war, hatte sich das Peinliche der Erinnerung bei Holmossy allmälich verloren, dafür aber ein um so öfter wiederholter Gedanke eingestellt, bei welchem alle schönen und edlen Eigenschaften der verlassenen Braut gerade durch den empfindlich nahe gestellten Gegensatz zur vollsten Geltung gelangten. Wie hätte er sich dabei des Gefühls erwehren sollen, welches ja so tief in seinem ganzen Wesen wurzelte und ihn antrieb, jede seiner Handlungen immer wieder retrospektiv zu prüfen und in fruchtloser Grübelei umzuformen!

Nein, er vermochte das nicht zu leugnen, und verlegen senkte er vor diesem so sicher seine Gedanken durchblickenden Auge den Kopf.

„Sie sehen, ich täusche mich nicht!“ fuhr Aranka nach einer kleinen Pause freundlich fort. „Sie waren abgeschreckt auf der einen Seite, geblendet auf der andern — nicht mit Absicht, denn ich habe mich Ihnen gegenüber nicht anders gegeben, als ich war, aber geblendet durch das, was Ihnen an mir gefällig erschien

und Ihre Urteilskraft trübte. Gerade weil Sie ihr mißtrauen, verliert sie die volle Freiheit und Feinfühligkeit, Sie zwingen ihr dialektisch allerlei Scheingründe zur Beachtung auf, wodurch sie irregeführt wird. Ich habe es Ihnen schon gesagt, etwas Hamletartiges liegt in Ihnen. Doch dafür können Sie nicht, das ist eben Ihre Natur. Uebrigens ist ja niemand vor einem Irrtume sicher."

„Ist es denn aber ein Irrtum, in welchem ich mich befinde? Verfalle ich nicht vielleicht erst in einen schlimmern, indem ich diesen zu verbessern glaube?"

Sie lachte nicht ohne Spott auf.

„Das ist echter Holmossy. Sie werden schließlich an einer Stelle anfrieren, aus lauter Angst, einen falschen Schritt zu thun. Kommen Sie, ich will für Sie überlegen. Sie brauchen eine Frau, denn Sie sind für die Ehe geschaffen, aber Sie brauchen eine Frau von weicher Gemütsart, und ich bin hart; voll Zärtlichkeit und Hingebung, ich aber hasse das Gegirre; voll Anschmiegsamkeit und Gehorsam, ich dagegen bin herrschsüchtig; voll Aufopferungsfähigkeit, während ich eigenwillig und egoistisch bin. Einfach muß Ihre Frau sein und bescheiden und häuslich, ich aber liebe den Glanz, das Leben, die Welt und verabscheue die kleinliche Beengtheit eines stillen Familienlebens. Ich verschönere mich nicht, wie Sie sehen, doch verschwärze ich mich auch nicht; ich male nur streng nach der Natur. Sie brauchen ein Herz und ich ..." — wieder

einmal lag es ihr auf der Zunge: „und ich habe keines," doch wollte die sonst so rasch und sicher hergestellte Behauptung nicht glatt von den Lippen fallen, und es änderte sich fast ohne ihren Willen der Satz: „und ich weiß keines, das Ihnen treuer und ergebener wäre als dasjenige, welches Sie in einem Augenblicke der Verstimmung und Uebereilung achtlos fallen ließen. Die Frau, die alles in sich vereinigt, was Sie vor allem und in erster Linie brauchen, um sich selbst fühlen zu lernen und damit auch glücklich zu sein, ist — Agóta; ich komme darauf zurück. An ihrer Seite werden Sie ein Mann werden und jene Entschiedenheit in sich selbst entwickeln, die Ihnen fehlt. Die unbedingte Bewunderung alles dessen, was Sie thun und unternehmen, und Ihrer Klugheit, wo Sie unterlassen, wird Sie auch vor Reue bewahren. Das ist's, was Ihnen Agóta noch außer ihrer lieben, sanften Schönheit als Hochzeitsgabe mit ins Haus bringt. Sie brauchen nur die Hand auszustrecken. Denn unter Hunderten ist Agóta auch die einzige, die Ihnen den Abfall wirklich ganz vergibt und Sie wieder aufnimmt, nicht in Gnaden, das wäre demütigend, und ich begreife, daß Sie es nicht ertrügen, sondern in Liebe. Wer einem Manne so innig anhängt, um in Nacht und Graus, durch Sturm und Schnee den Weg zu ihm zu suchen, der verzeiht ihm alles, selbst seine Abtrünnigkeit, und verdient eine volle Gegenliebe."

„Wie sagen Sie? Zu mir?"

„Wußten Sie es denn nicht? Dann hätte ich es Ihnen vielleicht nicht sagen sollen."

„Doch, doch! Sie haben mir ja Wahrheit versprochen!" drängte er.

„Aber es ist das Geheimnis einer andern. Immerhin, Sie sollen es wissen; es wird mitwirken, Sie zu bestimmen. Was hätte sie denn sonst aus dem Hause und immer vorwärts, vorwärts getrieben als die sinnlose Angst um Ihr Leben? Sie hatte sich zu viel zugetraut, sie hatte entsagen zu können vermeint, aber es war stärker als sie, und das schwache Kind brach unter der zu schweren Last zusammen. Der Keim der Krankheit lag in ihr, schoß rasch auf, und ihre erregte Phantasie machte aus einigen heftigen Worten ihres Vaters — Sie kennen ihn ja — eine gefährliche Drohung und gestaltete sich ein ganzes Schreckgebilde. Es scheint, daß sie in ihrer Verstörtheit Sie für gefährdet hielt, Sie warnen wollte, vielleicht auch beschwören, sich nicht zu einem Zweikampfe provoziren zu lassen. Nun, es ist ja nicht alles klar, was in einem solchen erkrankten Gehirne vorgeht, Thatsache aber ist, daß sie wie Käthchen von Heilbronn einem unwiderstehlichen magnetischen Zuge folgte."

So sprach Aranka auf ihren ganz eigentümlich bewegten Zuhörer ein. Sie befliß sich hier nicht ganz der Wahrheit, denn aus einer gelegentlichen Aeußerung, die bei einer Begegnung ihrem Bruder — dem nach der Tanya berufenen Arzte der scheinbar leblos

im Schnee Gefundenen — entfiel, war sie beiläufig über den Anlaß jener in Kindesliebe unternommenen Wallfahrt unterrichtet, obwohl sie von dem boshaften Streiche, welcher Ratkay durch Deßkowitsch gespielt worden, nichts wußte, aber sie hielt sich um so mehr berechtigt, den kleinen Roman nach den Umständen zu modeln, als ihr Vater damals in stolzer, vorausgenommener Genugthuung auf alle seine gewöhnlichen Renommagen verzichtet und in dem Wunsche, die Abreise nach Pest durch nichts zu verzögern, den beleidigenden Brief mit der Großmut des Glücklichen ins Feuer geworfen hatte. Warum sollte der Vorgang die Deutung, welche sie ihm gab, nicht zulassen? Selbst wenn es sich um eine Gewissenssache handelte, mußte der gute Zweck ihre Darstellung rechtfertigen, und daß dieselbe keinen Widerspruch erfahre, dagegen schützte sie sich durch die Bemerkung, er dürfe über diesen Punkt Agóta niemals inquiriren.

„Es wäre taktlos von Ihnen, einer so schamhaft keuschen Seele den Schleier entreißen zu wollen. Nie würde Ihnen Agóta alles gestehen, selbst wenn es möglich wäre, daß sie über alles klare Auskunft gibt, was sie in der krankhaften Verwirrung gedacht und gethan."

Er hatte ihr in großer Spannung zugehört, fühlte er sich doch von jedem Worte geschmeichelt. Der Gedanke, mit solcher Kraft und Innigkeit geliebt zu sein, entzückte ihn, und in der Genugthuung darüber, ein

Herz sich so rückhaltslos ergeben zu wissen, fühlte er den Stachel nicht mehr, daß nicht er, sondern Aranka es war, welche diese ganze Auseinandersetzung herbeigeführt.

„Sie meinen also . . .“ stammelte er tief bewegt. „Sind Sie auch sicher? O, wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte — “

„Was man noch gut machen kann, braucht man nicht zu bereuen. Ich wiederhole es Ihnen und diesmal mit besserem Recht.“

„Ja — was — was soll ich denn — “

„Nach Nizza gehen, dort finden Sie Agóta, schöner als je, wie ich durch den Prinzen weiß, der daselbst auf ihre ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam wurde. Daß er gegen Sie dessen keine Erwähnung gethan, werden Sie natürlich finden; ich aber habe direkt gefragt.“

„Aber nun — ja — man muß doch auch — “

„Was haben Sie für ein Bedenken?“

Holmossy raffte sich auf. Es war eine edle Regung, die ihn antrieb, seine wiedererwachten Wünsche zu bekämpfen.

„Sie sprechen immer nur von mir und gar nicht von sich selbst.“

„Ich spreche auch für Agóta!“ entgegnete sie mit wohlwollendem Lächeln. „Und jetzt, nach all dem wird es Sie kaum noch kränken, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie nicht liebe, wie Sie es verdienen und

wie ich es Ihnen gönne. Ich habe es Ihnen nie zugeschworen — nicht wahr? Sie haben keinen Grund, sich zu beklagen, und ich keinen, mich zu grämen. Nun denn, so hindert uns ja auch nichts, gute Freunde zu bleiben. Wollen Sie?"

Dem Zauber ihres Blickes ließ sich nicht widerstehen. Mit beiden Händen faßte Holmossy die dargebotene Rechte und drückte einen Kuß darauf.

„Ich werde Sie immer bewundern!" beteuerte er.

„Und mir auch ein wenig dankbar sein?"

„O Aranka, wie ich es bereue —"

„Daß man nicht zwei Frauen heiraten kann wie der Graf von Gleichen?" ergänzte sie lachend.

„Nein — nicht eigentlich — aber daß ich Sie — aber das Aufsehen!"

„Erschrecken Sie davor?"

„Ihretwegen."

Stolz erhob sie sich von ihrem Sitze.

„Lassen Sie das meine Sorge sein!" sagte sie kühnen Blicks. „Sie reisen also?"

„Wenn — wenn Sie mich selber schicken."

„Ich schicke Sie Agóta."

„Sie sind ein edles Wesen — eine großartige Natur!" schwärmte er, sich nochmals auf ihre Hand niederbeugend.

Sie ließ ihm dieselbe, aus ihren Augen jedoch fiel ein kalter Schein ironischen Mitleids auf dies schwache Spielzeug in ihrer Hand.

„Und nun sollten wir eigentlich in die Kirche gehen und Gott danken, denn wir wären wohl beide sehr unglücklich geworden mit einander,“ scherzte sie.

Der Spott dämpfte seine Rührung, doch änderte er nichts in seiner höflichen Aufmerksamkeit. Dazu kam jetzt plötzlich die Verlegenheit, was weiter geschehen solle. Wie würde Herr von Zerényi die Sache aufnehmen? Sie beruhigte ihn; auch das möge er ihr überlassen und sie nur ruhig bis in das Gasthaus führen. Ueber seine Einwendung, daß das Wetter noch immer schlecht sei, trat sie ans Fenster und besann sich dann selbst eines andern. Zwar hatte der Regen aufgehört, es zeigte sich sogar ein matter Sonnenblick, aber immerhin war es besser, den verschiedenen Bekannten, die sich vielleicht in der Wirtsstube fanden, auszuweichen. Der Vater sollte mit dem Wagen kommen und sie abholen.

Doch während sie noch durch die leise angehauchten Scheiben blickte, hatte eine Zusammenströmung von Menschen vor dem Gewürzladen gegenüber in der Gasse, die auf den Marktplatz mündete, ihre Aufmerksamkeit erregt.

„Ist das nicht Fenkö?“ fragte sie, auf eine kleine, dicke Gestalt deutend, die, ganz durchnäßt und hoch hinauf mit Straßenschmutz bedeckt, in eifrigem Gespräch mit dem Kaufmanne sich ganz merkwürdig gebärdete und offenbar den Anlaß zu dem kleinen Auflaufe gab.

„Gewiß, aber wie sieht er aus! Es muß ihm etwas widerfahren sein.“

Teilnahmsvoll riß Holmoffy das Fenster auf, um rasch Erkundigung einzuziehen, aber er brauchte keine Frage an die Untenstehenden zu richten, denn Fenkö hatte sich eben umgewendet und beim Klange des Fensters das aufgeregte, dunkelrot gefärbte und in Schweiß gebadete Gesicht emporgerichtet.

„Nini! Gerade recht, Gerö!“ rief er, Holmoffy erblickend, mit aller noch übrigen Kraft seiner, wie es schien, sehr abgematteten Lunge herauf. „Sage mir, Gerö, Freund, hast auch Du mich vorüberfahren gesehen?“

„Vor etwa anderthalb Stunden, ja!“

Der Kaufmann bestätigte nickend die Antwort.

„Wie hab' ich ausgeschaut?“

„Wie Du gewöhnlich aussiehst — aber komm doch herauf!“

„Wie hab' ich ausgeschaut?“ wiederholte Fenkö jedoch hartnäckig seine Frage von unten empor, zur großen Belustigung einiger Jungen.

„Ich sage es ja, wie gewöhnlich. Auf Deiner Neutitscheinka mit den Füchsen, in Deiner Bunda, die Pfeife im Munde.“

„Die Pfeife — die Meerschaumpfeife — der verfluchte Lump!“

Der Kaufmann bestätigte wieder alles aufs eifrigste.

Fenkö schob den Hut auf dem Kopfe hin und her,

hob die Arme zum Himmel und brach endlich verzweifelt in den Ruf aus:

„Also, jetzt ist es gut! Jetzt bin ich schon mein eigener Geist!“

Die einen verwunderten sich, die anderen lachten. Der Commis, welcher ebenfalls unter die Ladenthüre getreten war, machte hinter seinem Rücken sogar eine spöttische Bewegung nach der Stirne.

Aranka, die sich etwas vom Fenster zurückgezogen, sandte unterdes Holmossy hinab. Vielleicht hatte Fenkö des Guten ein wenig zu viel gethan; da galt es, ihn vor allem dem Pöbelhaufen, der sich mit ihm belustigte, aus den Augen bringen. Man hatte den originellen, gutmütigen Patron überall gern, auch in der Stadt, was ihn aber nicht davor gerettet hätte, zum Ziele des Spottes zu werden, wenn man sich seiner nicht annahm.

Holmossy bedachte seinen Auftrag nicht lange, sondern deutete ihn dahin aus, daß er Fenkö in sein eigenes Haus führen müsse; auch wäre es ihm nicht leicht geworden, denselben inmitten des immer zahlreicher werdenden Gefolges weiter zu geleiten, zumal der völlig erschöpfte und doch schon ältliche Mann ganz so aussah, als sollte ihn im nächsten Augenblicke der Schlag treffen, und er selbst den Wunsch nach Ruhe und Erquickung zu erkennen gab. Er sei todmüde und nicht mehr im stande, noch einen Schritt zu thun, auch vergehe er vor Durst, denn seit drei

Stunden habe er nichts getrunken als das Regenwasser, welches ihm über den Schnurrbart in den Mund rann, welch letztere Angabe, mit gewichtigen Flüchen beeidigt, denn auch allen anderweitigen Verdacht verscheuchte.

Mühselig schleppte er sich an Holmossys Arm die zum Glücke kleinstädtisch kurze Treppe empor und fiel, in dem Eckgemach angekommen, beinahe Aranka zu Füßen, statt in den ihm zugeschobenen Fauteuil, dessen noch unbenützter neuer Atlasüberzug in der Berührung mit seinen schmutzbedeckten Stiefeln sofort eine dicke Kruste übernahm.

„Servus!“ Mehr brachte der Arme im Anfange nicht über die verlechzenden Lippen. Erst als er sie mit einem Glase Wein, das Holmossy von dem im Eßzimmer bereitgehaltenen und unberührt gebliebenen Imbiß geholt, befeuchtet hatte, gewann er genügend Stimme zu einem ausführlicheren Gruße. „Guten Tag wünsche ich Ihnen gehorsamst, Gnädigste!“ Aber es bedurfte noch einer zweimaligen Füllung des Glases, ehe er so viel That- und Lebenskraft wiederfand, dem, was doch all seine Gedanken in Anspruch nahm, Ausdruck zu geben.

Es geschah dies zunächst mit einem langen Schwur, alle Gendarmen mitsamt dem Stadthauptmann, dem Stuhlrichter und allen Komitatsbeamten bis zum Obergespann hinauf, und ferner die Dikasterien, Tafelbeisitzer und das ganze Ministerium bis zum jüngsten

Sekretär herunter in die Luft zu sprengen, wenn nicht endlich das Standrecht verfügt würde über diese ganze elende, nichtsnutzige, verlotterte Welt, in der er als sein eigener Geist umgehe.

Und der kraftvolle Spruch hatte seinen Mund abermals so ausgetrocknet, daß er sich ihn von neuem ausspülen mußte.

„Was meinst Du denn eigentlich, Herr Vetter?“ fragte Holmossy, der die Flasche immer bereit hielt. „Ich denke, Du sitzest ganz leibhaftig vor uns.“

„Sagst Du und hast mich doch vorbeifahren gesehen. Und alle haben mich gesehen, vom Mauteinnehmer, dem Spitzbuben, angefangen bis hieher zu Dir. Entweder sind alle blind oder ich bin ein Narr, für den mich jetzt alle halten, oder — ich bin mein eigener Geist!“

Indem er demselben noch einmal Stärkung zuführte, blieb er hartnäckig bei seiner Behauptung.

„Wieso?“

Diese Frage des Zweifels erregte ihn. Er schlug sich so kräftig auf die Kniee, daß der Schmutz bis auf Arankas Regenmantel spritzte.

„Also, wie kann ich vorübergefahren sein, wenn ich zur selben Zeit draußen war, mitten im Lobogoer Wald, knapp an der Marterkapelle? So wahr ich dastehe und mir Gott helfe, will ich sagen, so wahr ich dasitze! Schau ich aus wie einer, der gefahren ist? Zu Fuß bin ich gelaufen. In meinem ganzen

Leben nicht so weit seit Anno achtundvierzig. Nicht ein Wagen den ganzen Weg, wo ich hätte aufsitzen können bei dem Hundewetter!"

„Aber weshalb haben Sie denn nicht Ihren Wagen benützt?" fragte Aranka, die nun doch auch ein wenig Neugierde empfand.

„Weil man mir ihn gestohlen hat, Wagen und Pferde, alles miteinander, und Kutscher auch noch dazu. Aber ich weiß schon, wer der Rózsa Sándor ist! Warte nur, wenn ich Dich habe!"

„Auch den Kutscher?"

„Alles futsch!"

„Wie ist denn das aber möglich? Am Ende ist der Kutscher selbst —"

„Den Kutscher hab' ich schon zwanzig Jahre!" fiel Fenkö, der sich den noch immer rinnenden Schweiß von der Glatze trocknete, kopfschüttelnd ein. „Wenn er mir durchgehen will, kann er es von Haus aus, warum soll er es mitten auf der Straße thun? Er ist nicht durchgegangen mit den Pferden, die Pferde aber sind auch nicht durchgegangen mit ihm, denn sie sind ja hier ganz ruhig durchgekommen mit meinem Geist. Er hat meinen Kutscher bestochen. Aber ich werde sie baumeln lassen alle beide, wenn ich sie erwische."

„Ihren Geist?"

„Ich meine denjenigen Schurken, der ihn gespielt hat. Es ist da nichts zu lachen, mit Verlaub."

„Erzählen Sie uns doch, wie sich alles ereignet hat.“

Die Aufforderung schien Fenkö einigermaßen in Verlegenheit zu setzen; er kratzte sich hinter dem Ohre und fand erst nach einer Weile die Sprache wieder.

„Das also war so!“ begann er dann. „Ich fahre so nach neun Uhr vom Hause weg. Wie ich bei der Marterkapelle im Lobogoer Wald ankomme, höre ich schreien, Hilferufe, jämmerlich. ‚Aha, hab' ich Dich,‘ denk' ich mir, bleib' stehen und steig' aus.“

„Wen!“

„Na, Deßkowitsch.“

„Richtig, Du hattest mir ja von einem Streich gesagt —“

„Das ist's ja eben,“ murmelte Fenkö; er brachte es sichtlich nur schwer über die Zunge, aber seine aufrichtige Natur kam mit der Umschiffung der Klippe nicht zu stande, und so ging er denn, seine Beschämung überwindend, schließlich offen mit der Sprache heraus. „Es war nur ein kleiner Spaß, den ich vorgehabt. ‚Wart, Du sollst Deine Prahlereien einstecken, Vetter Feri,‘ denk' ich mir vorgestern und mache einen kleinen Plan. Abends noch rede ich mit Ratkay Imre. Zuerst wollte ich ihn draußen in seiner Hütte in Lanka aufsuchen, war aber nicht nötig, ist schon in der Stadt gewesen.“

„Der junge Ratkay? Wie kannst Du Dich mit dem einlassen? Ein so zweifelhaftes Individuum!“

„Hat ja niemand über ihn zu klagen, seitdem er in Lanka sitzt. Und er ist ein lustiger Kumpan, weißt Du — sein Vater und ich waren miteinander in der Schule, weißt Du — ein geschickter Kerl, der sehr gute Einfälle hat. ‚Haltest Du mit, Söhnchen?‘ sag' ich. ‚Bene,‘ sagt er, ‚bin ich dabei,‘ sagt er. ‚Ich finde schon jemand,‘ sagt er, ‚wir machen einen Ueberfall,‘ sagt er, ‚als Räuber verkleidet, und fahren dann mit seinem Wagen davon,‘ sagt er. ‚Und ich komme dann,‘ sag' ich, ‚und lade ihn auf und bringe ihn herein,‘ sag' ich, ‚und im „König“ findet er dann seine Pferde und wir lachen ihn aus. Nicht so?‘ — ‚Gut,‘ sagt er, ‚so wird es sein!‘ — Gestern, das hab' ich gewußt, schlaft der Feri aus, aber heute fährt er in der Früh' herein zu einer Tagsatzung. Reiten kann er nicht, denn sein englisches Schaukelpferd ist vernagelt. Also auf heute war alles abgemacht. Ich habe schon eine unbändige Freude gehabt und gleich in der Früh' einspannen lassen. Einen großen Kulacs mit Wein habe ich mitgenommen; so guter, dummer Mensch bin ich, weil ich denke, es wird ihm gut thun ein Schluck auf den Schreck. So fahr' ich vorsichtig, damit ich nicht zu früh komme, bis zum Kreuzweg und dann weiter in den Lobogoer Wald bis in die Nähe von der Marterkapelle. Das war der Platz. ‚Halt!‘ sag' ich, und wir bleiben stehen. Aber es rührt sich nichts. Also vorwärts! Bei der Kapelle bleibe ich wieder stehen, da hab' ich aber schon schreien

gehört. ‚Jaj, jaj! Zu Hilfe! Räuber!‘ ungarisch und deutsch durcheinander. Ganz deutlich der Deßkowitsch. Also ich denke mir: ‚Aha!‘ Auf dem Wege war nichts mehr. ‚Die Geschichte ist also schon vorüber,‘ denk' ich mir. ‚Hat er ein bißl zappeln müssen, bin ich spät gekommen, na, schadet ihm auch nichts,‘ denk' ich mir und steige ab. ‚Du wartest, bis ich wiederkomme, Pista!‘ sag' ich und lasse meine Bunda im Wagen, damit ich leichter gehen kann. Dann biege ich rechts neben der Kapelle in den kleinen Fußsteig nach der Haramoser Seite ein und gehe der Stimme nach. Im Anfang schreit der Kerl immer noch weiter. Ich gehe, gehe; das Unterholz war ganz naß. ‚Na, jetzt muß ich aber schon bald dort sein!‘ denk' ich mir. Ja, wart ein bißl! Da schreit er wieder, aber aus einer ganz andern Richtung. ‚Hast Du nicht gut gehört,‘ denk' ich mir und drehe mich links hinüber. Nach einer Weile ächzt er nur noch, aber wieder von einer andern Seite. Gut, also ich kehre mich wieder um, jetzt war's mir schon zu viel. ‚Deßkowitsch!‘ ruf' ich, ‚wo bist Du? Ich bin da, Freund! Der Fenkö ist da!‘ ruf' ich. ‚Holla, Deßkowitsch, wo steckst Du?‘ Der ächzt nur noch. ‚Na,‘ denk' ich mir, ‚schlechter Spaß! Am Ende ist ihm Schreck in die Glieder gefahren!‘ Mir ist selber angst geworden, und jetzt hab' ich erst recht gesucht. Belieben sich meine Lage vorzustellen! Rechts, links, vorwärts, zurück, überall hab' ich gesucht, aber nichts hab' ich gefunden; keine

krepirte Katz' war da, und gemuckst hat er auch nicht. Endlich bin ich wieder auf die Straße gekommen. Was war das? Mein Wagen ist fort! Im Anfange habe ich geglaubt, der Kutscher ist nur ein wenig im Schritt gefahren, damit die Pferde nicht stehen in dem Regen, und er wird schon zurückkommen. Ist er aber nicht gekommen. Ich schrei' dahin, ich schrei' dorthin. ‚Pista!' schrei' ich. Hörst Du und siehst Du aber nichts von ihm, nicht einmal einen Peitschenzipfel. Der Weg macht gerade dort ein paar Wendungen und man hat keine Aussicht. ‚Hol Dich der Teufel!' denk' ich mir, und wahrhaftig, der Teufel hat ihn geholt. Jetzt aber weiß ich auf einmal alles. Eine Fopperei hat man sich mit mir erlaubt. Mit mir! Aber das soll ihn teuer zu stehen kommen! Meine Füchse gestohlen, meinen Kutscher verführt, meine Bunda, meinen Kulacs, meine Meerschaumpfeife, alles fort, und ich muß den ganzen Weg zu Fuß herein machen in dem Morast. Hol mich der Kuckuck, das soll mir dieser Deßkowitsch bezahlen, dieser saubere Freund! Ich hänge ihm einen Prozeß an den Hals!"

Mit Mühe verhielt Aranka das Lachen; die Geschichte klang zu komisch. Das war wieder einer von den Streichen, welche sich die beiden Freunde gegenseitig zu spielen liebten und von denen man sich weitum erzählte. Holmossy, welcher an dergleichen Scherzen keinen Gefallen fand, schüttelte fast feierlich den Kopf.

„Aber warum meinst Du gerade, daß Deßkowitsch die Hand im Spiele hat?“ fragte er ungläubig.

„Wer denn sonst?“ brauste Fenkö auf. „Ich werde doch seine Stimme kennen! Auf tausend Schritte! Und es war so deutlich, daß sogar Pista gleich auf ihn geraten hat. Wer weiß, wie er Wind bekommen hat von unserem Plan, aber sein Gegenstückl soll ihm kostspielig werden. Jetzt auf der Stelle gehe ich zum Advokaten.“

Und er brach in der That auf. Der rasch hinuntergetrunkene Wein war nicht ohne Wirkung geblieben und hatte sein Blut erhitzt. Vergeblich suchte ihn Holmossy versöhnlicher zu stimmen und ihm vorzuhalten, daß ihm ja nur Gleiches mit Gleichem vergolten worden sei; der erregte Mann ließ sich nicht beschwichtigen und wollte nicht einmal warten, bis seine Kleider wenigstens zum Teil gereinigt waren. Unter der Bürste des herbeigerufenen Dieners stampfte er hinweg, kaum daß ihn Aranka bereden konnte, bevor er seine Klage anbrachte, noch mit ihr und Holmossy ins Gasthaus zu gehen, um dort zuerst Erkundigungen einzuziehen.

Doch ehe er noch die Treppe erreichte, kam dieselbe eine der seinigen ganz ähnliche Gestalt heraufgepoltert, über und über mit Schmutz bedeckt, sogar ohne Hut.

„Pista!“ rief Fenkö überrascht aus. Er stand wie versteinert bei diesem Anblick.

Es war in der That der Kutscher.

Derselbe schaute seinen Herrn tieftragisch an. Der Kaufmann drüben habe ihn hier heraufgewiesen, meldete

er gehorsamst. Auf den ganzen Fragenschwall, wo er herkomme, wo die Pferde seien, was geschehen, wie ihm einfallen konnte, davonzufahren, und wie er sich unterstehen konnte, dem erhaltenen Befehle nicht Folge zu leisten, veränderte er keine Miene, hob bloß die Hand hinter das Ohr und schob den Tabakknäuel aus einer Wange in die andere. Es brauchte eine Weile, ehe ihn sein Herr auch überhaupt nur zu Wort kommen ließ.

Endlich begann er zu sprechen, und nun wurde das Erstaunen erst recht groß, denn statt der erwarteten Aufklärungen ergaben sich nur neue Verwicklungen.

Pista war nicht bestochen, Pista war eine ehrliche Haut. Er war auch nicht gewaltsam entführt worden. Er wußte gar nichts davon, wie alles gekommen. Der Teufel war ihm erschienen und hatte alles angestellt. Ja wohl, der Teufel!

Während Pista die Pferde verschnaufen ließ und auf seinen Herrn wartete, war plötzlich das schwarze Gesicht neben ihm aufgetaucht, ein kohlschwarzes Gesicht mit einer roten Zunge, und der Teufel hatte ihn am Schnurrbart gefaßt, und weiter könne er nichts sagen, was mit ihm geschehen sei. Dann war es, als ob er geschlafen hätte, denn als er erwachte, habe er sich erst nicht ausgekannt, wo er sich befinde, dann aber habe er entdeckt, daß er in der Marterkapelle unter der Bank gelegen. Der Heilige mußte ihn dem Teufel abgejagt haben, denn er sei sein Schutzpatron, und nur das wisse er ganz genau, daß er ihn angerufen, weil

er seine letzte Stunde gekommen glaubte. Von Pferd und Wagen habe er nichts mehr gesehen, als er aus der Kapelle trat. Der Kopf habe ihm weh gethan und mit dem Denken sei es nichts gewesen, aber er habe gemeint, sein Herr sei schon vorausgefahren, und so habe er sich hinter demselben her auf den Weg gemacht.

„Die Holzflasche hast Du ausgeleert!“ fuhr ihn Fenkö an. Pista schwur jedoch hoch und teuer, er habe sie nicht angerührt und gewiß keinen Rausch gehabt. Den schläft man auch in einer Viertelstunde nicht aus.

Das letztere Argument war schlagend, und da er immer wieder auf den Teufel zurückkam, fragte Holmossy nachdenklich, ob derselbe denn auch stark gerochen.

Wie gerade aus der Hölle, versicherte Pista. Es sei ihm völlig übel geworden, als er die Hand — und sie war ganz haarig — unter der Nase gehabt.

„Das könnte Chloroform gewesen sein!“ meinte Holmossy.

Fenkö sah ihn mit erwachendem Verständnisse an. Dann schlug er seinen Kutscher auf die Schulter, daß dieser beinahe zusammenknickte.

„Chloroformirt bist Du worden — chloroformirt, hörst Du, und der Teufel, das war er!“ rief er ganz außer sich. „Ha, also flagranter Diebstahl und Raub mit Angriff auf die körperliche Sicherheit. Jetzt haben wir's! Aufs Komitatshaus gehe ich, geradenwegs aufs Komitatshaus! Dieser Mensch, dieser Lump, dieser Zahnarzt! Oldal Jankó ist nichts gegen ihn, und ich

gebe nicht früher nach, bis er nicht gehängt ist, wie der Bogar Jakab mit seinen sechs Söhnen. Das Statarium muß eingesetzt werden! Du kommst mit als Zeuge."

Pista folgte willig und ernstlich darüber nachdenkend, was denn eigentlich mit ihm geschehen sei. Es mußte etwas sehr Schreckliches sein, wenn man es nicht einmal auf Ungarisch sagen konnte. Aranka, welche die Abmachung, ihren Vater hier zu erwarten, ganz vergessen hatte, schloß sich an Holmossys Arme dem Wütenden an, den beide vergeblich zu beruhigen und von einem so entscheidenden Schritte abzureden suchten.

Ohne jedoch auf sie zu hören, stürmte er weiter. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie gerade an der Einmündung der nach dem Komitatshause führenden Straße in den Platz, unweit des Gasthauses zum „König", auf eine ihnen entgegenkommende Gruppe stießen. Sie bestand aus einigen Offizieren und anderen Herren, die Deßkowitsch in die Mitte genommen hatten. Er fuchtelte mit den Händen und sprach sehr aufgeregt, verstummte aber, als er Fönke erblickte.

Wie eingewurzelt standen sich die beiden Freunde gegenüber — oder vielmehr die beiden Feinde, ja, Todfeinde, denn aus beider Augen sprühte in diesem Momente verzehrender Haß.

„Ha, da ist er!" stieß Fenkö als erster den Schlachtruf aus. Aber sein Zorn benahm ihm den Atem, und ehe er noch seine Anklagen herausgeschleudert hatte,

kam ihm Deßkowitsch mit übersprudelnder Zungengeläufigkeit zuvor.

„Gerade recht, gerade recht! Schön, daß Sie selber eingehen, mein Herr! Ich komme gerade vom Komitatshause. O, ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, Sie werden sich verantworten, mein Herr! Oder leugnen Sie? O, das ist kein Spiel mehr, das ist Frevel gegen die Gesetze, das ist straffällig! Das Statarium muß man publiziren! Die Pferdebiebe müssen gehenkt werden!"

„Ja wohl, die müssen gehenkt werden, ebadta!" stimmte der endlich zu Wort Kommende leidenschaftlich ein. „Mit was für Pferden sind Sie gekommen? Aha! Antwort will ich haben!"

„Was reden Sie?" schrie Deßkowitsch zurück. — „Was will er — noch höhnen?" wandte er sich dann an seine Begleiter.

Einer derselben hielt es aber für geraten, auf Fenkös indessen nochmals mit niederschmetternden Tone wiederholte Frage Auskunft zu geben.

„Herr von Deßkowitsch ist heute in aller Frühe schon mit Bauernpferden hereingefahren."

„In aller Frühe — Bauernpferde?" stammelte Fenkö verblüfft; sein fragend in die Runde gehender Blick traf nur auf ernste Gesichter.

Deßkowitsch führte förmliche Boxerschläge in die Luft, die alle seinem Gegner zugedacht waren.

„Hoho! Verstellen Sie sich nicht!" geiferte er seine

Galle aus. „Man kennt seine Leute! Wer hat meine beiden Falben heute nacht aus dem Stalle stehlen lassen? Wer hat meinen Hunter mit großen hellen Flecken bemalen lassen, daß er aussieht wie eine Giraffe? Wer, frage ich! Sie allein sind fähig, so etwas anzustiften!"

Fenkö starrte seinen Ankläger an wie eine überirdische Erscheinung. Seine erst noch wild rollenden Augen wurden plötzlich winzig klein. Mit einemmale hockte er sich nieder, als ob er einen Anlauf zu einem Tigersprunge nehme, schlug aber statt dessen mit beiden Händen auf die Kniee, daß es klatschte, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Außerordentlich!" stieß er unter demselben abgebrochen hervor. „Die Sardellen — Giraffe — das ist ein Hauptspaß! Hahahaha!"

„Was? Sie machen sich noch lustig!" drohte Deßkowitsch mit giftigem Grimme. „Das Lachen wird Ihnen schon vergehen!"

Aber auch an ihn kam es, verblüfft dreinzusehen, als Fenkö mit offener Hand auf ihn zutrat.

„Freund, Leidensbruder, Kamerad! Auch meine Pferde sind heute gestohlen worden!" Aber wieder krümmte sich derselbe unter der komischen Idee, welcher er nicht zu widerstehen vermochte. „Ein Hauptspaß, ein Hauptspaß!"

„Ich kann dabei nichts zu lachen finden!" rügte dagegen Deßkowitsch, der allerdings etwas ruhiger geworden war, sich aber um so mehr ärgerte, als auch

andere schon in das Gelächter einzustimmen begannen. „Also wirklich gestohlen? Beide Pferde?“ fragte er mißtrauisch, und als er einigen Aufschluß erlangte, wobei allerdings nur von Fenkös Besorgnis um ihn, keineswegs aber auch von dem ausgeheckten Plane die Rede war, brach er neuerdings in den Racheruf aus: „Das Statarium, das Statarium!“

Zu sehr von seinem Verluste und dem ihm widerfahrenen Hohne betroffen, hatte er für nichts anderes Sinn und kümmerte sich nicht um die neue Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit der anderen im Augenblicke ablenkte. Es war Ratkay Imre, der, hoch vom Bocke einen flinken Postzug kutschirend, über den Platz daherkam. In eleganter Toilette, mit einem leicht umgeworfenen Kautschukmantel über den Schultern, auf dem offenen Wägelchen, vor welchem vier fest im Zügel gehaltene Braune gespannt waren, und mit der zum Gruße tief gesenkten Peitsche, die er kurz vorher noch mit einem renommirenden Knalle über die Pferdeköpfe hatte fliegen lassen, machte er einen ganz andern Eindruck als damals in seiner heruntergekommenen Erscheinung am Maienbrunnen, und es ließ sich begreifen, daß hie und da ein Fenster sich öffnete und manches Paar hübscher Mädchenaugen dem interessanten jungen Manne folgte, über den so viele seltsame Gerüchte im Umlaufe waren.

Rings um die beiden Streitenden hatte sich natürlicherweise ein Kreis von unberufenen Zuhörern angesammelt, und so hatte man den Heranfahrenden erst

bemerkt, als er beinahe schon an der Gruppe vorbei war. Fenkös Rufen und Winken mußte er aber doch Folge geben und anhalten. Der Groom war sofort ganz sportgerecht vom Wagen herunter und an den Köpfen der beiden Vorauspferde.

„Wo bist Du gesteckt heute früh?“ fragte Fenkö, der ganz nahe an Imre herantrat, diesen leise.

Der aber zuckte nur gleichgiltig die Achseln.

„Ich glaubte, weil es regnet, ist alles aufgegeben. Hätte auch keine Zeit dazu gehabt; muß da einen Zug junger Pferde einfahren, vielleicht ist etwas damit zu machen. Ein anderesmal steh' ich zu Diensten. — Weg da vorn!“ Das galt Pista, der an die Pferde herangetreten war. „Habe die Ehre, meine Herren!“

Im nächsten Augenblicke sauste auch schon die Peitsche wieder um die Pferdeohren und das ganze Gefährt rasselte davon, daß der Groom nur mit der Gelenkigkeit eines Akrobaten sich eben noch an die Seite seines Herrn hinaufschwingen konnte.

„Der Kerl klettert wie ein Affe. Muß ein Zigeuner sein. Wo er das Zeugl wieder her hat? Gar nicht so übel. Er muß doch wieder bei Geld sein. Gewiß ist sein Onkel herausgerückt. Die Pferde passen gar nicht zusammen. Ich hätte die großen an die Stange genommen, wenn sie auch nicht so kräftig sind. Aber das Fahren versteht er, das muß man ihm lassen.“ So kreuzten sich die Urteile der Herren, die sich anschickten, zu ihrem Mittagstisch weiterzuschlendern.

Auch Fenkö stand im Begriffe, sich ihnen anzuschließen, als er eine Hand auf seinem Arme fühlte. Es war Pista, der sich ehrerbietig diese Vertraulichkeit erlaubte.

„Herr," sagte er in seinem bäuerischen Ungarisch, „die Stangenpferde, das waren unsere Pferde."

„Bist Du verrückt? Die sind ja braun."

„Macht nichts. Bitte gehorsamst, Nina hat mich angeschnoppert, und unser Wagen war es auch."

„Unsinn, so schön und neu war meine Neutitscheinka, so lang ich sie habe, nicht."

„Macht nichts, ist auch angestrichen," behauptete Pista überzeugungsvoll, „und rasselt keine wie unsere, bitte gehorsamst."

Sein Herr sah ihn einen Augenblick stutzig an.

„Du bist ein Esel!" sagte er dann. „Vielleicht sitzt auch Dein Teufel darauf. Geh und trink einen Krug Wein!"

Er stieß einen Juchschrei aus, der aber gurgelnd erstickte wie das Kollern eines Puterhahns.

Lachend eilte er seinem Freunde nach, der noch immer tief verdrossen und würdevoll voranschritt, und hängte sich an seinen Arm. Noch unter dem Thore des Gasthofes riefen die Ausbrüche seines Vergnügens das Echo des Mauerbogens wach:

„Außerordentlich! Und wenn ich müßte dran geben noch ein Paar Pferde — ein Hauptspaß!"



Drittes Kapitel.

Vor dem Hause, welches Rittmeister Zerényi in Aggtelep bewohnte, stand Graf Tibor. Den Rücken der Straße zugekehrt, lehnte er an dem Simse, spielte mit den zierlichen, gepflegten Fingern seiner Linken an dem Schnurrbärtchen, schäkerte und lachte und sprach zu dem der warmen, fröhlichen Nachmittagssonne geöffneten Eckfenster hinein, an dem Aranka bei einer Handarbeit saß. Es schien sie dieselbe nicht übermäßig zu beschäftigen, die Nadel zog langsam den Faden an, ruhte zuweilen ganz und mochte wohl hauptsächlich nur dazu dienen, dem Blicke eine andere Richtung zu geben als in die glänzenden Augen, die so verliebt und begehrlich hereinschauten und hin und wieder eine kleine Zerstreutheit zu entschuldigen, wenn es bequemer schien, ein und das andere gewagte Wort zu überhören, als es strafend abzuweisen.

Es war das aber nicht ganz die richtige Methode, den kecken Mund zu zähmen, und dreister noch war der Arm, der jetzt mit einemmale hineinlangte.

„Es ist ja schade, daß Sie sich die schönen Finger zerstechen. Lassen Sie mich dieselben lieber küssen!" bat er, hielt ihre Hand fest und zog sie mit sanfter Gewalt an sich.

Sie wehrte nicht, hielt aber die Nadel so, daß sie den Verwegenen neben den Mund stach, ehe derselbe die Finger noch berührte. Der leichte Schmerz ließ Tibor zurückzucken, und diese Gelegenheit benützte Aranka, sich zu befreien.

„Der Räuber hat es verdient!" sagte sie lächelnd, als er sich über ihre Grausamkeit beklagte.

„Ein Raub? An wem denn?" rief er. „Holmossy hat kein Recht mehr auf diese reizende Hand. Niemand hat eins. Sie gehört wieder Ihnen, und Sie können sie verschenken, an wen Sie wollen."

„Sie hat jetzt Arbeit und keine Zeit zu Tändeleien. Ich muß Sie überhaupt fortschicken, Graf Tibor; Sie stehen nun schon über eine Viertelstunde hier. Was werden die Leute denken, wenn man Sie sieht, was würde Mama sagen, wenn sie davon hört?"

„Ach, was frag' ich nach der ganzen Welt! Es ist so schön hier bei Ihnen. Aber wissen Sie, daß ich blute? Sehen Sie nur! Da gibt es bloß ein Mittel, die Wunde zu heilen. O, seien Sie gnädig und üben Sie ein Samariterwerk! Was die Hand verbrach, muß der Mund wieder gut machen!"

Er neigte sich vor, Aranka aber, statt ihm entgegenzukommen, erhob sich von ihrem Sitze.

„Sie zwingen mich, das Fenster zu schließen!" sagte sie gelassen, doch ernst.

„Dann werde ich vor demselben stehen wie Toggenburg, bis ich zur Leiche geworden bin."

„Das dürfte Ihnen, wie ich Sie kenne, zu langweilig werden. Auf Wiedersehen!"

Ohne sich durch seinen Protest beirren zu lassen, machte sie ihre Drohung zur That. Und sie schloß nicht nur das Fenster, sondern schob auch noch die kleinen Vorhänge zusammen, so daß sie wohl durch die Tüllblumen hinaussehen konnte, der Draußenstehende aber nur einen unsichern Schatten von ihr wahrzunehmen vermochte. Das genügte demselben nun allerdings nicht, und sie hatte sich auch in dem geringen Vertrauen auf seine Ausdauer nicht getäuscht. Die ihm zugeteilte Rolle als girrender Ritter vor dem geschlossenen Fenster war doch gar zu lächerlich; in derselben gesehen zu werden dünkte ihn keineswegs mehr so gleichgiltig, wie wenn man ihn in zärtlichem Zwiegespräche mit einem schönen Mädchen ertappte, was seiner Eitelkeit nur schmeicheln konnte. So zog er denn das Klügere vor und hob alsbald die Belagerung auf.

Sie, der er noch eine letzte Verbeugung machte, merkte gar nicht, daß er ging. Sie hatte nicht mehr hinausgesehen, doch auch auf der reglos stecken gebliebenen Nadel ruhten ihre Augen nicht; sie blickten starr und unempfindlich in das niedere Stübchen, von dessen überaus bescheidener Einrichtung sie wohl kaum

ein einziges Stück deutlich unterscheiden mochte. Aber sie sah es doch vor sich, ohne etwas darin zu betrachten, sie sah den engen, nüchternen, ärmlichen Raum und es durchfröstelte sie bei dem Gedanken, vielleicht auf lange Zeit zwischen diesen kahlen, kalkweißen vier Wänden begraben zu sein.

Ueber die Verwechslung der Tapeten in dem warmen, niedlichen Neste, das ihr Holmossy geschaffen, hatte sie gezankt, um hier weiter zu leben, wo freilich keinerlei Tapete die Harmonie des Gerümpels störte, das ihr Vater noch aus dem großen Schiffbruche gerettet. War es auch kein Opfer des Herzens gewesen, das sie mit Holmossys Freigebung gebracht, in manch anderer Beziehung war es doch immerhin ein Opfer, und nun wollte es fast scheinen, als habe sie sich dasselbe zwecklos auferlegt, zu ungünstiger Stunde, in unbegründeter Laune und in ganz falscher Auffassung der Lage.

Es nützte nichts, daß sie sich den in den letzten Tagen so oft wiederholten Ausspruch: „Wir wären mit einander doch beide nur unglücklich gewesen!“ abermals vorredete, sie verstand die dumpfe Regung nicht mehr, welche dabei mitgesprochen, sie wollte sie nicht mehr verstehen und sah nur das Erreichtgehabte und wieder Hingegebene in einem Glanze, der von dem Dunkel um sie her mit wunderbarer Lockung abstach. Und doch — lieber nichts als etwas, das nicht genügte!

Wohl, sie hatte ihre Freiheit, aber — fragte die Reflexion — war die Freiheit allein schon des Lebens wert? Und was wollte sie mit einem Gute beginnen, das seinen Wert erst im Austausche erhielt? Für sie wenigstens, denn sonst war diese sogenannte Freiheit ja doch nur die, sich nach ziemlich enger Wahl in irgend eine Sklaverei zu begeben, wie jene, aus der sie sich schon in eine andere zu retten versucht. Und wie, wenn ihr kein zweiter Retter erstand, nachdem sie den ersten vorübergelassen? Tibor, das unstäte Kind? Daran ließ sich ernstlich nicht denken. Ja, ihre Hand gehörte wieder ihr, wie er sagte; sie konnte dieselbe verschenken, an wen sie wollte. Aber wer war derjenige, den sie wollte? Stellte er sich denn ein, das Geschenk entgegenzunehmen? Stellte sich denn überhaupt einer ein, der darnach verlangte? Sie hatte doch selbst Sorge getragen dafür, daß die Aufhebung ihrer Brautschaft sofort bekannt wurde. Sie hatte die Vorwürfe ihres aus dem Himmel gefallenen Vaters ertragen und ihn endlich wenigstens zu einem mürrischen Schweigen gebracht; aber konnte sie auch die ungeduldigen, vorwurfsvollen, höhnenden Stimmen in ihrem eigenen Innern zum Verstummen bringen?

Vier Tage waren vergangen — ein solches Gerücht trägt sich schnell herum — seit alle Welt um den Bruch ihrer Verlobung wußte, und kein Zeichen war ihr gekommen, daß es der Wind auch dorthin geweht, wo es, wie sie erwartet, einen tiefern Eindruck

machen sollte als sonst überall. Niemand war erschienen, nicht einmal der Prinz.

Nicht einmal der Prinz — nicht einmal? Wem hatte sie denn sonst noch entgegengesehen? Immer noch dieser thörichte Tropfen Blut, der heiß aufwallte, dieser Gedanke, der sie wie eine fixe Idee verfolgt und sich nicht aus ihren Träumen bannen ließ! Nein, niemand sonst als den Prinzen hatte sie im Auge gehabt, alles andere daneben war nur haltloses Nebelgebilde, über das sie sich ja längst mit klarem Sinne hinausgehoben hatte. Niemand sonst als der Prinz war ihr vorgeschwebt. Niemand! Aber ihn hatte sie erwartet, ihn hatte sie durch die überraschende Nachricht, kam dieselbe auch nicht unmittelbar aus ihrem Munde, herbeigerufen, auf ihn hatte sie mit kalter Berechnung gezählt, und nun — war er dennoch ausgeblieben. Hatte sie falsch summirt und die Faktoren zu hoch angesetzt? Erschrak er vor der Möglichkeit, die Wünsche, welche sie aus seinen Augen gelesen, aus seinen Worten erlauscht, in Erfüllung gehen zu sehen? Wich er schon bei dem ersten Schritte, den er als ein Entgegenkommen deuten durfte, zaghaft zurück? War er eine jener feigen Naturen, denen ihr Begehren nur ein Spiel der aufgeregten Phantasie ist, das sie niemals wagen, in die That umzusetzen, ja, vor dessen Verwirklichung sie erschreckt und verschüchtert fliehen? Hatte sie sich so getäuscht in ihm, und zog er sich jetzt, nachdem er seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft

in immer eifrigeren Besuchen, die doch nur ihr allein galten, um sie geworben, nunmehr mit klugen Bedenken hinter die Schutzmauer seiner Standesvorurteile zurück? War sie ihm nur wünschenswert erschienen als die zukünftige Frau eines andern, und kehrte er sich jetzt vorsichtig von ihr ab? War sie aufgegeben und unrettbar wieder dem lebensunwerten Lose verfallen, aus dem sie sich schon so weit emporgehoben? Noch wollte sie es nicht glauben, noch klammerte sie sich an die Hoffnung, aber all ihre stolze Sicherheit hatte sie verlassen.

Ein leiser Ton war es, der sie aus ihrem düstern Starren weckte. Ein Finger hatte an die Scheiben geklopft. Sie meinte zuerst, Tibor sei zurückgekehrt, aber ein einziger Blick belehrte sie eines andern, und erschrocken fuhr sie auf. Was wollte Imre hier?

Nur handbreit öffnete sie das Fenster.

„Halten Sie so Ihr Versprechen?“ warf sie ihm die Unvorsichtigkeit vor.

„Nun, ich dachte,“ spottete er, „was andere dürfen, darf ich auch!“

„Mein Vater hält seine Siesta; er kann jeden Augenblick erwachen. Kommen Sie in den Garten!“ Und schon war das Fenster wieder zugedrückt.

Was hier wohllautend ein Garten genannt wurde, war nichts anderes als ein hinter dem Hofe gelegenes, eingezäuntes Stück Kraut- und Kartoffelacker mit einigen Pflaumenbäumen und Stachelbeersträuchern;

nur am äußersten Ende, wo schon das freie Feld anstieß, war ein kleines Gebüsch angepflanzt, das einer morschen Bank und einem wackeligen Tische Schatten gab, und hier unter üppig blühendem Flieder erwartete Aranka den Besucher, der auch nicht lange auf sich harren ließ und mit einem gewandten Sprung über die Planken alsbald vor ihr stand.

Es war das erstemal seit jenem Abend im Hause Heidmanns, daß beide ohne Zeugen zusammentrafen. Imre hatte seine Zusage gehalten und auch nicht ein einzigesmal seither seine Forderungen erneuert. Sobald er das Bett verlassen konnte, war er aus der Stadt verschwunden und nach einiger Zeit erst verlautete, daß er jenes verfallene Häuschen im Dorfe Lanka, welches ihm allein noch von seinem Erbe übrig geblieben, die ehemalige Session des Schaffners bei Lebzeiten seines Vaters, notdürftig ausflicken ließ und bezogen hatte. Ziemlich still lebte er dort, man hörte oft eine Woche und länger nichts von ihm, dann erschien er plötzlich wieder in der Stadt, manchmal auch, wie man erfuhr, in dem Hauptorte irgend eines andern Komitates und verbrachte ein paar Nächte in seiner alten Weise bei Spiel und Wein und Zigeunermusik, und da er keine Schulden und keine ärgerlichen Exzesse machte, gewann er allmälich wieder Boden in der bessern Gesellschaft, wenngleich hauptsächlich nur im Kreise der Lebemänner, die an ihm einen heitern Genossen fanden. Woher er das Geld nahm, ein solches

Leben zu führen, fragte niemand. Imre war für seine Kunst, junge Pferde einzufahren, Gespanne zusammenzustellen und herauszuputzen, bekannt; es konnte nicht befremden, daß er in einem kleinen, aber geschickt betriebenen Handel seine Begabung verwertete und die Mittel zu seiner Existenz fand. Das blieb immerhin noch ein Kavaliersgeschäft, und am Ende war wohl auch der alte Ratkay nicht so schlimm, als sein Neffe ihn schilderte, und ließ diesem zeitweise einen kleinen Zuschuß zufließen, den der junge Mann, der sich endlich doch die Hörner abgelaufen zu haben und in eine anständigere Aufführung hineinschicken zu wollen schien, ja eigentlich auch verdiente. Ohne daß es die strengen Sittenrichter ahnten, hatte sich das anfängliche Verdammungsurteil gegen den Selbstmörder doch stark mit Mitleid versetzt und zu einem sehr milden Tadel gewandelt, der dem Wohlwollen nicht mehr ferne stand. Es zeigte sich, daß die Art und Weise, sich wieder in die beinahe verschlossene Heimat einzuführen, gar nicht so übel gewählt war. Er kam ja gewissermaßen aus einer andern Welt zurück, und einen so weit Gereisten empfängt man immerhin mit einigem Interesse.

So war der ganze Winter verronnen, ohne daß Aranka von Imre weiter belästigt oder an den Pakt erinnert wurde. Er hielt sein Wort so genau, daß er sogar jede Annäherung vermied, aus der sich allenfalls Schlüsse auf ein früher bestandenes freundschaftliches Verhältnis hätten ziehen lassen, und sie gewann

dadurch nach und nach Ruhe und Zuversicht. Sie hatte sich schon in den Gedanken zu wiegen begonnen, daß diese Gefahr überhaupt für immer beschworen sei, vor wenigen Tagen erst war ein Ereignis alarmirend über sie gekommen, und heute stand er da vor ihr. Das konnte nur Schlimmes bedeuten. Eine schreckhafte Ahnung hatte sich ihrer bemächtigt und beengte ihr den Atem.

„Was wollen Sie hier?“ fragte sie, und das, was ihre Worte wie ihre Miene kundgaben, war weit entfernt von einem freundlichen Willkommen.

„Vielleicht ein Stündchen zärtlichen Gekoses, wie das zuvor,“ antwortete er spottend. „Bei Gott, ich habe lange warten müssen, bis das Feld rein war und ich an die Reihe kommen konnte.“

„Wie konnten Sie es wagen? Warum wollen Sie mich kompromittiren?“

„Thut das das junge Husarenoffizierchen nicht?“

Sie zuckte geringschätzig die Achseln.

„Sie kennen doch die Gebräuche! Er ist unser Nachbar. An derartigen Verkehr ist man hier allgemein gewöhnt. Ein Ständchen am Fenster im Vorübergehen hat weniger zu bedeuten als ein Besuch. Dorfgalanterie!“

„Die Sie sich, wie es scheint, sehr gern gefallen lassen. Ich fürchte nur, wenn das der Goldfisch ist, für welchen Sie den Silberkarpfen tauschen wollten, dürfte Ihr Netz am Ende ganz leer bleiben. Ich habe Sie nicht für so — ungeschickt gehalten. Allen Ernstes! Sie fragen, was ich hier will? Das könnten

Sie, mein' ich, erraten; ich bin gekommen, Sie auszuschelten. Was fiel Ihnen ein, plötzlich einen solchen Streich zu spielen? Das Sichere hinzugeben für das Ungewisse? Wenn es Ihnen schon gefällt, zu hazardiren, durften Sie doch meiner nicht vergessen. Unser Pakt steht aufrecht. Sie können sich nicht beschweren, daß ich ihn nicht eingehalten; ich zog mich zurück und vertraute ganz Ihrer Gewandtheit. Und nun, wo ich dem Moment, in mein Recht einzutreten, schon mit begreiflicher Ungeduld entgegensehe, stürzen Sie den ganzen schönen Marmorbau um, als wäre es ein Kartenhaus. Sind Sie bei Sinnen?"

„Ich fürchte selber, nein," sagte sie überdrüssig. Während er sprach, hatte sie sich, gleichgiltig gegen die Vorwürfe, auf die Gartenbank gesetzt. Zurückgelehnt und die Hände müde in den Schoß gelegt, sah sie mit unbeschreiblichem Ausdruck an ihm vorbei in die Ferne, wo der blaue Bergrücken den Horizont begrenzte. „Es war schon ein Akt der Unzurechnungsfähigkeit, Ihnen so viel Gewalt zuzugestehen, daß Sie mich bedrohen zu dürfen meinen. Was zwingt mich eigentlich, mich von Ihnen hofmeistern zu lassen, als ob ich Ihre Leibeigene wäre, die Sie nach Belieben für sich arbeiten lassen können?"

„Was Sie zwingt?" lachte er sarkastisch auf. „Sie haben mir das Mittel selbst in die Hand gegeben, indem Sie mir die Angst um Ihren Ruf verrieten."

„Und wenn er mir nunmehr gleichgiltig ist, wo bleibt Ihre Macht?"

Einen Moment stutzte er, dann fiel er mit überlegenem Spott ein:

„Noch ist er Ihnen aber nicht gleichgiltig, sonst hätten Sie mir nicht soeben noch einen so scharfen Verweis für meine Unvorsichtigkeit erteilt. Das Bändchen ist noch stark genug, an dem ich Sie halte."

„Und doch könnte Ihre Berechnung Sie täuschen. Ich habe vorhin bloß einer unwillkürlichen Regung nachgegeben; die Verhältnisse, unter denen mir Ihr Schweigen wertvoll war, bestehen nicht mehr, und Sie können sich selbst sagen, daß es unter allen Umständen das Opfer, welches ich dafür bringen soll, überwiegen müßte. Der Maßstab, nach welchem Sie Ihre Ansprüche stellen dürfen, ist durch die letzten Ereignisse sehr herabgesetzt worden."

Er biß sich auf die Lippen; das Raisonnement war zu einleuchtend, um ihn nicht zu überzeugen. Aber der Aerger erfaßte ihn, daß er eine so sichere und, wie er meinte, goldführende Quelle versiegen sah. Warum sollte er sie nicht wieder aus der Tiefe graben können! Verdammt die Weiberlaunen!

„Was ist denn aber geschehen, daß plötzlich der Bruch erfolgen mußte?" versuchte er einzulenken. „Ein Bruch mit Holmoffy, den Sie mit Ihrer Kraft und Ihrem Verstande doch am kleinen Finger führen! Von ihm kann das ganze Zerwürfnis nicht ausgegangen sein, und ebenso undenkbar ist es mir hinwieder, daß es von Ihnen ausging, wenn die Motive,

welche ich bei Ihnen voraussetzte, nicht zutreffen. Also nicht Tibor? Warum dann nicht Holmossy? Warum wollen Sie Ihr Glück nicht festhalten? Sie sagen, daß er abgereist ist; gut, rufen Sie ihn zurück! Sie wissen wohl, daß er kommt, daß es Sie nur ein Wörtchen kostet, alles wieder ins alte Geleise zu bringen. Gewinnen Sie ihn zurück! Versöhnen Sie das Glück! Halten Sie es fest!"

„Ich bin es müde!"

„Müde! Was soll das heißen, des Glückes müde?" ließ er seinem Unmute Lauf. „Kaum daß Sie auf dem Wege dazu ein paar Schritte gethan, ermatten Sie, langweilen Sie sich und sitzen nicht nieder, sich auszuruhen, nein, kehren um, geradezu auf den Hacken um! Hätten Sie noch einen Seitenpfad eingeschlagen, einen, der Sie in die Irre führt, aber nein, Sie kehren einfach um. Das ist thöricht oder feige!"

Ein verächtlich ironisches Lächeln spielte jetzt um ihre Lippen. Sie brach in aller Gelassenheit einen weißen Blütenzweig des duftigen Flieders und hielt ihn spielend vors Gesicht.

„Warum ereifern Sie sich so sehr?" sagte sie, ihn mit ihrem Blicke streifend. „Man sollte meinen, Sie hätten das tiefste Interesse für mich und betrieben in Wirklichkeit nicht bloß Ihre eigenen Geschäfte, sondern die meinen. Doch möchte ich Ihnen raten, sich keine Mühe zu geben für mein Wohlergehen, Sie zögen doch nicht den geringsten Nutzen mehr daraus. Die

erzwungene Interessengemeinschaft hat ein Ende. Wenn ich von den letzten Ereignissen sprach, die mich aus Ihrer Gewalt bringen, so waren es nicht allein die mich und Holmossy betreffenden. Ich hatte ein anderes im Auge, das mir eine ganz genügende Waffe leiht, mich gegen Sie zu verteidigen. Sie haben mein Sprechen mehr zu fürchten als ich das Ihrige."

„Das wäre!" sagte er betreten. „Wo haben Sie diese Waffe denn aufgelesen?"

„Neulich auf dem Marktplatze, als uns ein so originell zusammengestellter Viererzug vorgeführt wurde."

Ihr scharfer Blick hielt den einen Moment Betroffenen fest und machte ihm ein Ausweichen unmöglich; doch sofort gewann der Ertappte sein cynisches Gleichgewicht wieder.

„Teufel," rief er lachend, „das nenne ich mir ein Sportsauge! Nicht einmal die Offiziere rochen den Braten. Ihr Vater war glücklicherweise nicht auf der Straße, der hätte einigermaßen gefährlich werden können. Also Sie haben die barocke Wahl meines Postzuges bewundert?"

„Ich habe nur die unglaubliche Keckheit bewundert."

„Pah," meinte er leichtfertig, „es war kein Risiko dabei. Stellte man mich zur Rede, so war das Ganze eben ein Schabernack, bei dem ich alle Lacher auf meiner Seite hatte. Ich war, offen gestanden, eigentlich darauf gefaßt und glaubte selber nicht, daß das bißchen Scheren, Sengen und Färben, so weit man

es mir im Teufelsgraben in der kurzen Zeit besorgen konnte, so täuschend ausfallen werde. Aber die Menschen sind leichter irrezuführen, als man glaubt. Hat doch Fenkö darauf geschworen, wie ich höre, es sei Deßkowitsch gewesen, welcher ihn zu Hilfe gerufen. Ein hübsches Kompliment für mein Schauspielertalent. Wer kann da sagen, daß ich durchgefallen bin?" Lachend warf er sich in die Brust.

„Sie halten das für eine sehr lustige Geschichte."

„Das ist sie auch."

„Sie hat aber ein Nachspiel," sagte Aranka, die Worte mit kalter Schärfe betonend, „das dem verantwortlichen Arrangeur den Hals brechen kann."

„Hoho, die Pferde sind längst im dritten Komitate."

„Das meine ich eben."

Er richtete den argwöhnischen Blick durchdringend auf sie.

„Du — wirst mich nicht verraten!" sagte er dann mit einem Tone, der sorglos scheinen sollte, aber drohend klang.

„Warum nicht?"

„Weil mich dann nichts hindern würde, Rache zu nehmen."

„Ich habe bereits gesagt, daß ich sie nicht mehr fürchte."

Er sah sie lange an, dann setzte er sich auf die Bank neben sie.

„Es ist also alles aus? Wirklich aus?" begann

er, und seine Stimme hatte jetzt eine ganz andere Färbung. „Deine Pläne sind — weiß Gott, woran! — gescheitert; Du hast den Mut und die Unternehmungslust verloren, neue zu schmieden. Die Komödie ist Dir zum Ueberdruß, die Welt zum Ekel. Nun, da wären wir ja so ziemlich auf einem und demselben Punkt angelangt. Siehst Du, Schätzchen, was für einander bestimmt ist, kommt doch wieder zusammen. Es gibt nur eine richtige Philosophie, und das ist der Fatalismus. Das heißt freilich nicht die Hände in den Schoß legen und sagen, es möge kommen, was da will, wie Du es jetzt zu thun willens scheinst. Derlei hieße sich nicht dem Schicksal, sondern den verkehrten gesellschaftlichen Einrichtungen fügen, die eben jetzt noch die herrschenden sind. Der richtige Fatalismus, wie ich ihn verstehe, sagt nur: ‚Hier hinaus ist mir der Weg verlegt; wozu ihn forciren wollen? Gehen wir einen andern!' Du bist auf Deinem nicht ans Ziel gekommen. Was fängst Du nun an? Ich greife auf meinen alten Vorschlag zurück und erweitere ihn nur ein wenig. Komm mit! Werde Schauspielerin, Sängerin, Du bist wie geschaffen dazu! Und nicht hier in dem alten, wackeligen Europa, wo man allerlei einfältige Vorurteile zu überwinden hat, wie Schule und Ausbildung, einer riesigen Konkurrenz und endlosen Intriguen gegenübersteht und schließlich doch nur blödes Kupfer erntet oder im besten Falle ein bißchen Silber. Nach Kalifornien,

wo eine Kehle wie die Deine ein Goldbergwerk ist, dahin, Geliebte, laß uns ziehen!“

„Es muß der Boden unter Ihren Füßen hier schon recht heiß sein,“ meinte sie, die Fliederblüte langsam zerpflückend. „Der Viererzug hat wohl bereits Vorspann und Piqueure gehabt.“

Er lachte leise und höhnisch, vermied es aber, die letztere Anspielung zu beantworten.

„Gerade heraus gesagt, es ist mir doch nicht ganz geheuer, daß man dem Hauptspaß, wie Fenkö sagt, nicht auf die Spur kommt. Es muß eben noch ein anderes Augenpaar so scharfsichtig gewesen sein. Wie ich vernehme, zirkuliren Gerüchte, welche mir fatal werden könnten, und ursprünglich hatte mein heutiger Besuch auch den Zweck, mir das Reisegeld zu holen. Ich wollte Dich großmütig in die Lage versetzen, Dich ganz und gar loszukaufen. Nur wird die Summe, um für zwei zu reichen, wohl verdoppelt werden müssen.“

„Und die soll ich schaffen?“ fragte Aranka, die Brauen hoch emporziehend. Kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Der Viererzug muß schnell gefahren sein. Ich hätte gedacht, daß man mit ihm bis nach Amerika gelangen könne.“

„Die lumpigen paar hundert Gulden! Ich habe sie noch in derselben Nacht verspielt,“ gestand er mit schamloser Offenheit, und drängend fuhr er fort: „Es handelt sich ja nur um eine Bagatelle. Du warst doch nicht so thöricht, Holmossy auch noch seinen Schmuck zurückzugeben.“

Stolz erhob Aranka den Kopf.

„Ich habe nichts!“ erklärte sie. „Um nur ein Fahrbillet bis zur nächsten Station zu bezahlen, müßte ich zum Dieb oder Räuber werden, und dazu habe wenigstens ich keine Anlage.“

„Als ob das so etwas Furchtbares wäre — Räuber!“ höhnte er scharf gereizt. „Jeder Mensch hat die Lebensberechtigung von Natur aus. Die wahr' ich mir! Was man Recht nennt, ist eine Satzung der menschlichen Gesellschaft; ich erkenne sie nicht an; ich war nicht bei ihrer Feststellung beteiligt. Das Gesetz ist zu meinem Nachteile; ich erhebe Protest; ich vernichte es. Gut denn, wenn die Gesellschaft mich als eine Gefahr für sich ansieht und wider mich ist, so bin ich denn wider sie! Das Recht ist nur willkürlich eingesetzt durch die Macht; es geht nichts vor der Macht; es ist einfach ein Ausdruck der Stärke. Warum soll ich mit meinen Gleichgesinnten nicht der Stärkere sein? Mich halten keine derartigen Gewissensskrupel. Ich bin Anarchist.“

„Das sind Prinzipien —“

„Zu denen Du Dich bekehren wirst. Es handelt sich nur darum, die anerzogene Gedankenträgheit zu überwinden und sich auch geistig auf eigene Füße zu stellen. Gehen lernt man dann schon. Betreffs des Geldes will ich Dich nicht drängen; vielleicht ist noch auf andere Weise Auskunft zu schaffen. Mich gelüstet schon lange, ein wenig Gerechtigkeit zu spielen. Die Hauptsache bleibt, daß wir fortkommen. Halte Dich

bereit. In einer andern Welt wirst Du auch anders denken lernen. Was fesselt uns denn hier? Ist denn die Existenz gar so wunderbar, daß es schwer wäre, sich von ihr zu trennen? Ein Glückstag wird es sein, wo wir dem vermufften Erdenwinkel Adieu sagen und hinausziehen in eine freiere Luft."

Während er in sie hineinsprach, hatte er den Arm um sie gelegt, und sie schien es gar nicht zu bemerken. In tiefes Sinnen verloren, schöpfte sie die abgepflückten Blütenkelche von ihrem Schoße auf und ließ sie wieder durch die Hand zurücklaufen; alles schwankte in ihr.

Da unterbrach sie plötzlich ihr Spiel und fuhr vom Sitze auf. Vom Hause her ward sie gerufen.

„Entscheide Dich!" drängte er.

„Ich kann jetzt gar nichts sagen. Man verlangt nach mir. Ich möchte nicht, daß man uns beisammen findet."

„Also doch noch Rücksichten!" spottete er. „Nun gut, ich will Dir Zeit lassen und morgen wiederkommen. Einen Kuß aber könntest Du mir als Angeld geben."

Schon aber war sie aus dem Bereiche seines Armes, und eilig kehrte sie durch den Garten zurück.

Im Hofe bereits kam ihr die Haushälterin entgegen und teilte ihr eifrig mit, die Herrschaft habe herabgeschickt, der Prinz sei da, und das gnädige Fräulein möge nur gleich aufs Schloß kommen.

Die Nachricht wirkte so heftig auf Aranka, daß sie stehen bleiben mußte, um sich zu fassen. Eben noch mutlos und im Innersten zerwühlt, erlebte sie

einen plötzlichen Umschlag in ihren Empfindungen. Er war also doch gekommen, und man berief sie schleunig, so mußte wohl er selbst nach ihr verlangt haben. Zu frühzeitig war sie einer ungerechtfertigten Entmutigung anheimgefallen; noch war ihr Glücksstern nicht im Untergehen. Aber es war kein freudiges Frohlocken, mit dem sie in ihr Stübchen und vor den kleinen Spiegel eilte. Schön wollte sie sein, alle die Schatten und Fältchen aus ihrem Antlitz bannen, mit welchen Sorge und Abgespanntheit es entstellt, in der Seele jedoch regte sich nicht das vorahnende Siegesgefühl, sondern nur der Unmut darüber, Tage hindurch sich selbst überlassen gewesen zu sein. Sie war gequält, gedemütigt worden. Jetzt erst im Momente, wo die Unsicherheit vorüber war, entfachte sich daran ihr zürnender Trotz.

Langsam ging sie dem Schlosse zu; es sollte nicht den Anschein haben, als ob sie sich besonders beeile, dem Rufe zu folgen. Der gräfliche Diener hatte ihr gesagt, daß die Herrschaften im Gartensaale seien; sie nahm dahin den nächsten Weg und näherte sich von dieser Seite dem Hause. Auf dem Kiesplatze vor demselben stieß sie auf Tibor und Hagen, die, ihre Cigarren rauchend, plaudernd auf und ab gingen. Dem letzteren hier zu begegnen, darauf war Aranka nicht gefaßt gewesen. Unwillkürlich hielt sie ihren Schritt an, dann wollte sie rasch vorübergleiten, Tibor vertrat ihr jedoch absichtlich den Weg.

„Ich habe es erraten, daß Sie hieherkommen

würden, Fräulein Aranka!" sagte er eifrig. „Ich habe Ihnen nämlich eigens aufgepaßt, um Sie zu warnen. Man schmiedet da drinnen ein Attentat gegen Sie."

„Furchtbar!" sagte sie mit karikirtem Schreck. „Ich werde sogleich umkehren und ergreife die Flucht."

„O, thun Sie das!" bat Tibor allen Ernstes.

„Aber ich muß doch zuvor wissen, um was es sich handelt, Graf; vielleicht wollen Sie mir nur Angst einjagen, um sich dann über mich lustig zu machen. Es sähe Ihnen gleich."

„Wodurch habe ich das verdient? Sie werden mir Ihr Mißtrauen abbitten, wenn ich Ihnen sage, daß man Sie entführen will."

„Das ist wirklich entsetzlich."

„Flüchten Sie demnach beizeiten!"

„Also entführen?" meinte sie lächelnd. „Es käme da erst darauf an, in welcher Absicht."

Graf Tibor schlug in komischer Verzweiflung die Hände zusammen.

„Steckt doch in jedem Frauenzimmer ein Stück Romantik!" rief er.

„Sie wären der erste, Graf Tibor, der uns nüchterne Prosa zum Vorwurf machen würde. Also lassen Sie mich erst sehen, wozu und wohin."

„Nach Katlantó! — Ah, Mama zieht schon wieder am Gängelbande! Reden Sie dem Fräulein zu, Herr von Hagen!"

Und dem Rufe der Gräfin folgend, ließ er die beiden mit einander allein.

„Ich bin dazu nicht befugt!“ hatte der Aufgeforderte noch ihm geantwortet; Aranka jedoch, mit welcher im selben Moment eine Veränderung vor sich ging, nahm die Entgegnung ihrerseits auf.

„Ich verleihe Ihnen das Recht dazu, Herr von Hagen!“ sagte sie und sah ihn aus ihren tiefen Augen ernst an.

Mit einer ganz leichten Verbeugung dankte er höflich, ohne jedoch seine Zurückhaltung aufzugeben.

„In meiner Stellung ist es schwer, Ihnen einen Rat zu geben!“ äußerte er.

„Wenn ich aber Wert darauf lege?“

„Dann müßte ich sagen,“ erwiderte er mit einer Knappheit, welche der Wärme ihres Tones keineswegs entsprach, „folgen Sie nicht, mein Fräulein!“

Die Lider sanken über ihre Augen, eine leise Röte der Erregung zeigte sich am untern Rande ihrer Wangen, und mit einem weichen, nicht koketten, sondern eher schüchtern werbenden Lächeln fragte sie:

„Ist es Ihnen denn so unangenehm, mich in Katlantó zu sehen?“

„Es kommt nicht auf meine Gefühle an!“ wich er aus.

„Und wenn es darauf ankäme?“ fragte sie weiter und errötete noch mehr.

„Auch dann müßte ich unter den gegebenen Umständen dabei bleiben.“

Das war nicht bloß die gewöhnliche kühle Gemessenheit, mit der er sich zu äußern liebte; die Form selbst verriet eine Härte, die beinahe nur aus Abneigung entspringen konnte. Aranka deutete sie nach ihrem Sinne aus, und ihr Herz begann ungestüm zu schlagen.

„Warum sprechen Sie von gegebenen Umständen?“ begann sie abermals.

„Weil sie sich nicht ändern lassen.“

„Wenn Sie sich aber täuschten und alles doch ganz anders wäre, als Sie meinen — würden Sie auch dann noch auf Ihrem Rate beharren?“

Langsam hatte sie, während sie sprach, endlich das Auge erhoben. Eine Frage voll Innigkeit und Demut zitterte darin. Ihr Blick hing an seinen Lippen.

Er sah von alle dem nichts, denn sein eigener Blick folgte einem großen Raubvogel, der über dem noch braunen Wipfel einer im Rasen einzeln stehenden uralten Eiche seine Kreise zog.

„Dann,“ meinte er nach kurzem Zögern, „wäre es mir allerdings einerlei.“

Als hätte ein Degenstoß sie mitten in die Brust getroffen, wankte Aranka einen Schritt zurück. Einerlei! Ihr Auge glühte auf, während die Röte auf ihren Wangen jäh erlosch. Sich steif aufrichtend, warf sie den Kopf in den Nacken.

„In wessen Interesse warnen Sie mich eigentlich?“ zischte es scharf von ihren Lippen.

„Wahrlich in dem Ihrigen, mein Fräulein!“ versicherte er, und seine Worte besaßen einen aufrichtig herzlichen Klang. Der von ihr geäußerte Zweifel hatte ihm erst seine barsche Weise leid werden lassen, und es regte sich wirkliche Teilnahme in ihm.

Diesmal aber hörte Aranka davon nichts, denn in ihren Ohren tönte nur das eine Wort: „Einerlei!“

„Mein Interesse?“ wiederholte sie mit sarkastischem Nachdrucke. „Das muß ich selbst am besten wahrzunehmen wissen. Ich werde darauf bedacht sein.“

Und mit einem stolzen Kopfnicken schritt sie weiter und ließ ihn zurück. Ein Tropfen Gift hatte ihr Blut verwandelt. Wo sie mit pochendem Herzen verräterischer Eifersucht zu begegnen gemeint, dort war sie nur auf beleidigende Gleichgiltigkeit gestoßen. Immer weiter gelockt durch eine falsche Voraussetzung, hatte sie ein halbes Geständnis abgelegt und alles von einem einzigen Worte abhängig gemacht, das er aussprechen sollte, und wie hatte es darauf gelautet? „Einerlei!“ Es war ihm einerlei, dem Klotze! Wohlan denn, so sollte auch er sehen, daß ihr einerlei war, was er riet, sprach und dachte. Es lagen ja doch nur noch zwei Wege vor ihr — da war die Wahl nicht schwer.

„Ich wollte gerade Tibor fortschicken, nach Dir zu sehen, wo Du bliebest!“ rief ihr die Gräfin entgegen, als sie den Gartensaal, dessen Thüren weit offen standen, betrat.

In dem luftigen Gemache, das durch seine Lage

nach Süden auch schon um diese Jahreszeit einen angenehmen Aufenthalt bot, war außer der Hausfrau und deren Stiefsohne, da Graf Detreffy eben in der Stadt zu thun hatte, nur noch Prinz Adolf anwesend. Derselbe hatte sich bei Arankas Erscheinen rasch erhoben und war ihr mit eigentümlich leuchtenden Blicken, fast zu eilfertig und beflissen für seine Würde, entgegengegangen.

„Wie sind mir diese Tage lang geworden!“ begrüßte er sie. „Es dünkt mich eine Ewigkeit, daß Sie in Katlantó waren.“

„Und für eine Ewigkeit ist kein menschliches Gedächtnis verantwortlich. Da vergißt man viel, darum haben Sie auch Ihr Versprechen nicht eher erfüllt, Hoheit!“ entgegnete Aranka mit einer zeremoniösen Verbeugung, den Vorwurf, der ja an und für sich schon schmeichelhaft war, noch durch ein schalkhaftes Lächeln versüßend.

Die Begegnung mit Hagen hatte ihren Unmut gegen den Prinzen herabgestimmt oder eigentlich von ihm abgelenkt; sie hielt es nur noch für angemessen, ihn ein wenig zur Schau zu tragen, und markirte das durch ein entschiedenes Zurückziehen der Hand, welche der Prinz galant an die Lippen führen wollte. In seinen Augen hatte sie schon gelesen, wie aufrichtig es ihm mit seiner Versicherung war, und es bedurfte kaum noch einer Erklärung, um sie erkennen zu lassen, daß sie ihm mit ihrem Mißtrauen unrecht gethan.

Die Gräfin beeilte sich mit einem Eifer, als wäre

ihr ausnehmend daran gelegen, jeden Schatten des Zweifels zu verscheuchen, diese Erklärung zu geben.

„Seine Hoheit konnte die Zusage nicht früher einlösen. Denke Dir, Prinzessin Ada ist erkrankt."

„Und zwar seit vier Tagen!" ließ der Prinz bedeutsam einfließen.

Aranka war nun ganz versöhnt. Da sie sah, daß ihre Voraussetzung falsch gewesen und das scheinbare Zögern eine ganz andere Ursache hatte als die dem Prinzen zum Vorwurfe gemachte Unschlüssigkeit. Sie wollte nun auch den Eindruck, als hätte sie sich verletzt gefühlt, ganz verwischen.

„Doch nicht ernstlich?" fragte sie teilnehmend.

„Das alte Leiden."

Die Gräfin ließ aber den Prinzen vorerst nicht zu Wort kommen.

„Es ist recht unfreundlich von diesem Doktor Heidmann," sagte sie, „und um so mehr, weil er Dein Stiefbruder ist, daß er uns nichts davon wissen ließ."

„Wie, Ihr Stiefbruder, mein Fräulein?"

„Wußten Sie das nicht, Hoheit?" fiel die Gräfin abermals ein. „Ich dachte, Sie hätten gerade deshalb — doch das war nur ein Einfall. Nun ja, Sie scheinen eben zu den deutschen Aerzten mehr Vertrauen zu haben. Er soll ja auch recht geschickt sein. Er hat nur für mich etwas Unsympathisches — ein Roter — ein Volksmann — ein Sozialdemokrat."

„So schlimm ist es denn doch wohl nicht," meinte

Aranka, mehr aus einem Drange des Widerspruches als in einem Anfalle von Geschwisterliebe, für den Angegriffenen eintreten zu müssen.

Der Prinz wiegte ernst den Kopf.

„Auch das ist mir neu!“ versicherte er. „Ich kenne ja die Verhältnisse hier gar nicht und gab Hagen einfach den Auftrag, einen Arzt holen zu lassen. Warum er gerade nach Doktor Heidmann schickte, vermag ich nicht zu beurteilen; möglich ist es schon, daß er vorzog, einen Landsmann zu Rate zu ziehen. Uebrigens haben wir ja in diesem Falle mit der Politik nichts zu thun. Doktor Heidmann schien mir allerdings etwas originell in seinem Wesen und kein besonderer Freund von Phrasen und Formen, aber ich glaube, daß er in seinem Fache sehr tüchtig und gewissenhaft ist, und da hält man einem Arzte immerhin etwas zu gute. Auch unsere Koryphäen sind nicht allezeit leicht zu behandeln. Sicher ist, daß es ihm verhältnismäßig rasch gelungen, eine günstige Wendung herbeizuführen, nachdem wir schon ernstlich um das arme Kind besorgt waren. Ich hatte in den ersten Tagen kaum den Mut, das Beitchen zu verlassen, meinte ich doch von Stunde zu Stunde —“

„Wie fühle ich mit Ihnen!“ sagte Aranka, als ihm die Stimme zu versagen drohte und er deshalb innehielt. Unwillkürlich hatte sie, die Etiketteregel vergessend, jetzt selbst die Hand erhoben, nur den Vater, nicht den Prinzen vor sich sehend.

Und er ergriff und drückte sie.

„Sie sind die Herzensgüte selbst!“ sagte er dabei.

„Und eben darum,“ nahm die Gräfin abermals das Wort, „verüble ich es dem Doktor so sehr, daß er uns keine Nachricht zukommen ließ. Wir wären wenigstens mit dem Herzen bei Ihnen gewesen, Hoheit. Und wohl noch besser als das: ich hätte Ihnen Aranka geschickt. Du mußt nämlich wissen,“ wandte sie sich an die Genannte, welche sich auf dem Korbstuhle niedergelassen, zu welchem der Prinz sie geleitet, „daß die kleine Patientin unablässig nach Dir verlangt hat und noch verlangt. Ist es nicht so, Prinz?“

„In der That. Selbst im Fieber phantasirte Ada von dem hübschen Märchen, das Sie uns erzählt, in den ruhigeren Pausen, wenn die Krämpfe nachgelassen hatten, wollte sie immer wieder wissen, wie das und jenes sei, und seitdem es wieder besser geht, fragte sie mich schon unzähligemale, wann das schöne Fräulein, das so hübsche Geschichten wisse, wiederkommen werde. Sie sehnt sich nach Ihnen.“

„Ach, das liebe Kind!“

„Wir wollen da gar nicht lange nachdenken,“ griff in ihrer energischen Weise die Gräfin ein. „Du mußt hinüber, Aranka. Die kleine Prinzessin wird erst ganz gesund werden, wenn ihr Verlangen erfüllt ist; ich kenne das. Es ist das eine Art Gemütsleiden, und Du, mein Schatz, machst Dich mit einer guten That um ein armes, krankes Kinderherzchen verdient.“

„Aber, Mama, Fräulein Aranka ist ja doch keine barmherzige Schwester!“ wendete Tibor, welcher, an seinem Schnurrbart zerrend und seinen Cigarrenstumpf in einer Aschenmuschel zerreibend, als ob es chinesische Tusche wäre, bis jetzt geschwiegen hatte, mit einem gereizten Lachen ein. „Sie kann doch nicht als Pflegerin in ein fremdes Haus gehen!“

„Warum denn nicht?“ entgegnete die Gräfin scharf. „Wenn die Prinzessin nach mir verlangte, ich ginge sofort.“

„Ich könnte das auch nie annehmen,“ legte der Prinz ein wenig unruhig und befangen Verwahrung ein. „Die Vergünstigung eines Besuches wäre alles, um was ich zu bitten wagen würde.“

„Aber die Sache ist ja ganz einfach!“ rief die Gräfin, nach deren Ansicht hier viel zu viel Umstände gemacht wurden, in jenem Tone, in welchem sie bei anderer Gelegenheit über Arankas Pferd verfügt hatte. „Ich will einen Vorschlag machen, mit dem allen gedient ist. Am liebsten würde ich die Prinzessinnen auf einige Zeit zu mir nach Aggtelep herübernehmen, wenn man sie uns anvertrauen wollte; sie sind ja jetzt eigentlich ohne alle mütterliche Aufsicht, oder haben Hoheit schon irgend welche Anordnungen vorbereitet?“

Der Prinz, welcher der Gräfin nicht gern einen Wunsch abschlagen wollte, der ihm doch keineswegs genehm war, zögerte mit der Antwort.

„Es ist wohl richtig,“ begann er dann etwas

sicher, „daß die Beaufsichtigung, sozusagen die Oberleitung der Erziehung, momentan nur in meinen dazu etwas ungeschickten Händen liegt. Die gute Baronin Lindenau, welche uns die Sorge früher abnahm, ist schon eine etwas ältliche Dame und konnte das Klima an der Riviera nicht vertragen, wie sie meinte; ich mußte ihr also freistellen, nach Hause zurückzukehren, und behalf mich unterdes mit der Bonne und der Kinderfrau, aber allerdings sehe ich die Notwendigkeit ein, jetzt, wo sie sich doch immer mehr entwickeln, an eine neue Aya zu denken. Ich habe auch schon halb und halb im Sinne, mich an meine Cousine in Nöringen zu wenden. Es ist eine Hauptpassion der Herzogin, derlei unter ihre Protektion zu nehmen. Allerdings erfreue ich mich nicht ihrer besondern Gunst —"

„Aber warum wollen Sie dieselbe derangiren?" benützte die Gräfin die kleine Pause, treffsicher auf ihr Ziel loszugehen, das sie zuvor planmäßig in den Rücken gefaßt. „Da ist ja, was Sie brauchen; legen Sie einfach Hand darauf!"

„Wie?"

Nicht nur der Prinz, auch die anderen beiden wendeten sich überrascht ihr zu.

„Ich sage ja, die Sache ist ganz einfach. Nehmen Sie Aranka zur Aya der Prinzessinnen, deren Sympathien sie schon hat. Die Eignung dazu besitzt sie vollkommen; sie hat die Kenntnisse, die sie auch bereits im Erziehungsfache bewährt; sie ist aus guter

Familie, ihr Vater Edelmann und Offizier, und ihre Jugend wird ihr doch nicht hinderlich sein," — das letzte sagte die Gräfin ein klein wenig lächelnd — „da ist die große Frage mit einemmale erledigt. Sie können heute noch dem armen Patientchen die Freude machen, nach der es sich sehnt. Ich wüßte wenigstens nichts, was Aranka hindern könnte, sofort zu übersiedeln. Es fügt sich ja, daß sie vollkommen frei ist von jedem Engagement, und ich glaube für sie antworten zu dürfen, daß sie gern zum Eintritte bereit ist; als Firmpathin habe ich ja gewissermaßen das Recht, für sie gutzusagen. Nicht wahr, Hoheit, Sie sind einverstanden?"

„Ich — o — ich meinerseits wäre natürlich glücklich —"

„Mama liebt es, etwas sans façon über andere zu verfügen," konnte sich Tibor zu bemerken nicht enthalten und machte sofort die Erfahrung, daß sich dies auch auf ihn erstrecke, denn sie wies ihn statt jeglicher Antwort kurzweg an, nachzusehen, wo Prinzessin Hilda doch so lange bleibe.

Er war aber kaum noch aus der Thür, als sie selbst aufsprang und ihm folgte. Es sei am besten, sie gehe selbst.

Mit wenigen Schritten hatte sie ihn eingeholt, da er sich eben nicht beeilte. Er blieb vielmehr, als er ihre leichten Schritte auf dem Kiese vernahm, absichtlich stehen, und sein sonst so freundliches, heiteres Gesicht zeigte Sturmwolken.

Auch seine Stimme hatte einen harten Ton, wie er ihr sonst nicht eigen war, wenigstens nicht, wenn sie sich an ein rosiges Frauenohr wandte.

„Du willst sie also allein lassen?“ fragte er.

„Ich dachte es wohl, an Dir einen säumigen Boten zu haben,“ umging sie mit einer nur halb scherzhaften Rüge die Antwort. „Du eignest Dir in letzter Zeit allerlei Unarten an, mon cher.“

„Da sind sie ja!“ Er deutete auf die kleine Prinzessin, welche mit ihrer Bonne eben bei Hagen anlangte, dem sie sogleich eifrig zu erzählen begann, und fuhr dann fort, die Gräfin ernstlich zur Rede zu stellen. „Warum spielst Du die — Stellenvermittlerin!“

Das Wort hatte, so nach einer kleinen Pause ausgesprochen, einen unleugbar mißlichen Beiklang. Die Gräfin empfand ihn denn auch wie eine Beleidigung und war in ihrer Antwort von einer verletzenden Schärfe, an die hinwieder der verzärtelte Stiefsohn nicht gewöhnt war, obwohl in den letzten Tagen ihr beiderseitiger Verkehr sehr viel an freundlicher Unbefangenheit eingebüßt hatte.

„Warum — darum?“ hatte sie auffahrend erwidert.

„Du lädst ein Unrecht auf Dein Gewissen!“ hielt er ihr vor. „Der Prinz holt sie doch nicht der Kinder wegen fort.“

„Das ist *seine* Sache.“

„Aber er kann sie ja nicht heiraten.“

„Das ist ihre Sache!“ versetzte sie hart.

„Du treibst sie ja völlig in seine Arme.“

„Was ich thu', ist meine Sache.“

„Und wenn ich nun selbst den Versuch machte, sie zurückzuhalten?!“ rief er, sich immer mehr ereifernd, mit verständlicher Drohung.

Sie aber zuckte die Achseln und lächelte voll Siegeszuversicht.

„Versuch's!“ meinte sie spöttisch. „Das ist Deine Sache!“

„Nein, die meine ist, dies Haus zu verlassen!“ brauste er auf und schwenkte ab.

„Papa und ich werden uns freuen, wenn Du wiederkommst.“

Sie konnte ihm das mit freundlichen Blicken nachrufen, denn sie wußte, daß, bis er wiederkam, die lodernde Flamme erloschen, die Entrüstung besänftigt, die drohende Gefahr einer Mesalliance abgewendet und er, reumütig und dankbar zu ihren Füßen zurückkehrend, wieder nach wie vor ihr erster Kavalier war. Mochte er, ehe er ging, immerhin noch den thörichten Versuch wagen, jetzt kam er bereits zu spät.

Bei dem Gedanken fröhlich auflachend wie ein Kind von siebenzehn Jahren, dem ein harmloser Scherz gelungen, eilte sie dem kleinen Mädchen entgegen und kauerte sich liebkosend und plaudernd vor dasselbe in den Kies, lediglich in der Absicht, es noch ein wenig zurückzuhalten. Die Störung durfte nicht zu früh kommen.

Doch war der Prinz mittlerweile nicht so säumig gewesen, als sie ihm zutraute.

„Können Sie sich denn so schwer entschließen, nach Katlantó zu kommen?" hatte er Aranka gefragt, als er sah, daß sie zögerte, die ihr von der Gräfin so kategorisch aufgenötigte Stellung ohne weiteres hinzunehmen. „Ihr Bedenken ist fast eine Kränkung für mich."

„Das soll es nicht sein, Hoheit!" entgegnete sie freundlich, doch mit Ernst. „Aber es ist mir nicht übel zu nehmen, daß ich eine Aufforderung nicht zu beantworten vermag, die mich ebenso befremden mußte, wie Sie, Prinz, da sie aus einem Munde kam, der gar nicht die Berechtigung dazu hatte."

„Das ist allerdings richtig, aber —"

„Die Gräfin ist gewohnt, mit mir nach Belieben zu schalten und zu walten; diesmal scheint sie die Pflicht des Gehorsams ohne Umstände auch auf Sie ausdehnen zu wollen."

„O, Gehorsam!"

„Und zudem formirt sie ihre Pläne in einer Art und Weise, die mir, offen gestanden — unerwartet kam."

Aranka hatte sich in ihrer gegen die „Frau Patin" gerichteten Aeußerung nicht unterbrechen lassen; jetzt hielt sie selbst inne, und Prinz Adolf beeilte sich mit der Erwiderung.

„Die Gräfin ist nur meinem eigenen Wunsche zuvorgekommen!" versicherte er, und auf einen großen,

fragenden Blick, der ihn traf, fuhr er fort: „Gewiß, Sie können daran nicht zweifeln. Die Gräfin hat vielleicht nicht ganz die rechte Form dafür gefunden, ich acceptire sie aber vorläufig, weil sie mir das Glück gewährt, Sie sofort unter unserem Dache zu haben.“

Beide hatten sich erhoben, als die Gräfin sich entfernte, und standen einander nahe gegenüber. Vergeblich bemühte sich jedoch der Prinz, in Arankas Augen zu lesen, sie hatte dieselben noch, während er sprach, langsam niedergeschlagen. Wohl hörte sie mit feinem Ohr aus seinen Worten die Andeutung heraus, daß dieser einleitenden Anordnung eine ganz andere Regelung ihrer Stellung zu einander folgen müsse, aber zugleich auch die noch immer nicht völlig überwundene Unschlüssigkeit, die erfreut nach dem hinausschiebenden Auskunftsmittel griff. Sie war mit diesem nicht zufrieden und zauderte dennoch, eine Entscheidung gewaltsam herbeizuführen, die am Ende — sie hatte die bösen Zweifel zur Genüge durchgemacht — auch gegen sie ausfallen konnte.

„Sie geben mir keine Antwort!“ drängte der Prinz.

„Ich bin — so verwirrt, daß ich mit mir selbst erst ins reine kommen muß. Gönnen Sie mir Bedenkzeit, Prinz — es war so überraschend — ich weiß nicht, wie ich mich zurechtfinden soll. In jedem andern Falle wäre es leicht, und das arme, unterstandslose Mädchen würde sich ja glücklich schätzen müssen —“

„O, nicht so, Fräulein Aranka!“ fiel er ihr mit

eindringlicher Wärme ins Wort. „Können Sie die Motive, die mich leiten, so mißverstehen? Biete ich Ihnen denn eine Zufluchtsstätte? Sie sind es allein, die eine Gunst erweist, und warum zaudern Sie damit gerade in diesem Falle — gerade in diesem? Scheuen Sie sich denn so vor Katlantó? Ist Ihnen der Gedanke so unangenehm, dahin zu kommen?"

„Vielleicht — gerade weil er es nicht ist!" Die Worte waren nur mühsam und kaum hörbar über ihre Lippen gekommen, und als ob sie dieselben bereue, setzte sie dann schnell hinzu: „Es ist eine warnende Stimme in mir."

„O, hören Sie nicht auf dieselbe, sie hat unrecht!" drang er in sie. Sein Auge hatte hell aufgeleuchtet, und lebhaft folgte er ihr, da sie, der Regung nachgebend, sich seinem Einflusse entziehen und der offenen Glasthüre zuwenden wollte. Sein Zureden mußte er jedoch einstellen, da eben in derselben die Gräfin mit seinem Töchterchen erschien.

Dasselbe lief auf ihn zu.

„O Papa, o Papa!" rief es, die Händchen hoch erhoben, und erzählte mit der größten Wichtigkeit, wie sie auch in dem Füllengarten gewesen, wo die vielen kleinen Pferdchen seien, die schönen Pferdchen!

Doch obgleich noch ganz von dem Geschehenen in Anspruch genommen, nahm sich die Kleine auf des Vaters Mahnung, was sie dem Fräulein Aranka habe sagen wollen, sofort zusammen, ließ sich von ihm

derselben zuschieben und schlug bittend die Händchen zusammen.

„Bitte, bitte, zu Hilda und Ada kommen. Ada ist krank — Ada ist krank und hat Fräulein A-a-ran-kanja so lieb — bitte, mitkommen und Geschichten erzählen!"

Die Gräfin lachte über die kleine, stolpernde Zunge, Aranka aber beugte sich zu der zierlichen Bittstellerin herab, sie zärtlich zu begrüßen.

„Und ihr habt mich wirklich lieb?" fragte sie sichtlich bewegt.

„Ist es denn ein Wunder," sagte, sich ebenfalls neigend, so leise, daß nur sie ihn verstand, der Prinz, „wenn Sie der Kinder Herz ganz gewonnen? Haben doch auch andere das ihrige an Sie verloren. Lassen Sie mich meine Bitte mit der meiner Kleinen vereinigen. Kommen Sie zu uns!"

Aranka richtete sich auf. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt.

„Wohlan denn," sprach sie, die Hand darreichend, denselben aus, „ich komme — zu Ihren Kindern, Hoheit!"

Der Nachdruck, den sie auf die betonten Schlußworte legte, entging ihm nicht; er konnte deren Sinn aus den großen Augen lesen, deren dunkle Sterne ernst aus dem vor Erregung bleichen Angesichte leuchteten, und er war davon noch lebhafter bewegt als von der Zusage selbst. Entzückt hob er die Hand an seine Lippen und drückte einen langen Kuß darauf.

Die Gräfin, welche eine Glocke zog, vermied es hiebei, die seltsame Besieglung des Vertrages zu bemerken, und gab dem erscheinenden Diener ihre Befehle, einen kleinen Imbiß betreffend, den die Herrschaften nun doch nehmen sollten, wenn Seine Hoheit der kranken Prinzessin wegen schon die Dinerstunde diesmal nicht abwarten wollte. Nur ein wenig Honig und Konfekt, eine Tasse Thee für die Kleine, ein Glas Wein für die Herren. Aranka könne sich unterdessen ja gleich zum Mitfahren richten, denn das verstand sich von selbst.

Und Aranka ließ diesmal die Anordnungen stumm über sich ergehen. Eine Stunde später saß sie mit dem neuen Zögling und der Bonne im zweiten Wagen. So hatte sie es gewollt und darauf bestanden, ihr Amt sofort anzutreten, und der Prinz hatte ihrem Wunsche nachgegeben und war mit Hagen vorausgefahren, für ihren Empfang in Katlantó Sorge zu tragen.

Die Gräfin hatte ihr noch ein paar gute Lehren und Segenswünsche, wie der kleinen Prinzessin eine Düte Zuckerwerk mitgegeben zum Zeitvertreib für die Fahrt. Graf Tibor aber war nicht am Wagen erschienen. Er zürnte beiden, der Abreisenden wie der Zurückbleibenden. Sie sollten es wissen!



Viertes Kapitel.

Seit zwei Tagen war Aranka in Katlantó eingezogen. Man hatte auf ihren eigenen Wunsch die Zimmer, welche an die Wohnung der Prinzessinnen stießen, in aller Eile für sie hergerichtet, obwohl der Prinz ihr die Wahl eines besondern Apartements in dem ja genügend Raum bietenden Schlosse freigestellt hatte. Ihr Amt verweise sie auf ihre Schützlinge, hatte sie erklärt, und sie schien dasselbe in jeder Richtung sehr ernst zu nehmen, denn nicht nur, daß sie sofort an das Bett des kranken Kindes geeilt war, sie hielt es auch für ihre Pflicht, den größten Teil ihrer Zeit daselbst zu verbringen.

Hatte der Prinz auf einen freieren und häufigeren Verkehr infolge der Uebersiedlung gezählt, so war er in einer Täuschung befangen gewesen. Die neue Aya lehnte es sogar ab, an der Tafel zu erscheinen; sie machte geltend, daß ihre Vorgängerin sich damit begnügen konnte, den Mahlzeiten der fürstlichen Kinder bloß zu assistiren, insolange diese noch ganz klein

waren, daß aber jetzt wohl der Zeitpunkt gekommen sei, sich mit ihnen eingehender zu befassen, und es ihr am zweckmäßigsten erscheine, zu diesem Behufe auch deren Tisch zu teilen.

Mit richtiger Empfindung erkannte der Prinz die Absicht dieser Maßregel. So unerwartet er auf eine Schranke stieß, die ihr Wille zwischen ihnen beiden aufgerichtet, so unangenehm dieselbe ihm war, er respektirte sie doch; er konnte dem Takte und der Vorsicht, welche sich darin kundgab, seine Achtung nicht versagen, und das Mißtrauen schmeichelte ihm sogar, denn es war ja überflüssig, wenn es nicht mit gegen das eigene Herz ebenso sehr wie gegen ihn gerichtet war; aber in demselben Maße, als sich die Schwierigkeiten erhöhten, steigerte sich auch die Ungeduld, diese Scheidewand, die er ritterlicherweise nicht durchbrechen wollte, zu umgehen.

Zuletzt war der Drang so stark, daß er die erste beste Gelegenheit ergriff, Aranka in ihrem eigenen Zimmer aufzusuchen. Zweimal des Tages hatte er sein Töchterchen, seit es sich besser befand, aufgesucht; als er am dritten Tage nach Arankas Ankunft zu ungewöhnlicher Stunde am frühen Nachmittage wiederkehrte, wurde ihm die Mitteilung, die kleine Hoheit sei zum erstenmale aufgestanden und das gnädige Fräulein habe beide Prinzessinnen zur Feier dieses Ereignisses zu sich hinübergenommen. Man wollte sie holen; der Prinz verhinderte dies jedoch und drang

selbst unangemeldet vor. So kam es, daß er mit einemmale überraschend und selbst überrascht vor einer Gruppe stand, die ein Künstler nicht hübscher hätte anordnen können.

Bei dem Geräusche seines Eintrittes hatte sich Aranka, die mit der noch schwachen Rekonvaleszentin am Fenster lehnte und sie hinaussehen ließ in die grünende, sonnige Welt, umgewendet und stand nun da vor dem hellen Hintergrunde mit dem Kinde auf dem Arme, während sich die Kleinere erschrocken und Papa nicht sogleich erkennend an sie drängte und halb hinter ihre Rockfalte versteckte.

Er hielt einen Moment wie geblendet, aber er sah ganz gut; doch nicht das rosige Gesichtchen, das mit scheuer Neugierde hinter der Kleiddraperie hervorlugte und nicht das bleiche, matt an der stützenden Schulter Arankas lehnende Köpfchen, sondern nur deren Gestalt, deren Auge, deren Hand — das war die Gestalt, das Auge, die Hand, wie sie Murillo gemalt. Ehe er es selbst wußte, kam ihm der Ausspruch auf die Lippen.

„Haben Sie nie eine Nachbildung der im Haag befindlichen Madonna gesehen?“ setzte er dann, den begeisterten Ton mit Rücksicht auf die Gegenwart der Kinder ein wenig dämpfend, hinzu. „Ich will sofort eine solche kommen lassen, damit Sie sehen, wie verzeihlich meine Betroffenheit und meine Bewunderung war. Ohnedem fehlt es den Räumen an bildnerischem

Schmuck. Man sieht, daß das Schloß vor dem Verkaufe ein wenig ausgeplündert worden. Doch vor allem habe ich mich meines Eindringens wegen zu entschuldigen."

Er hatte so in seiner vornehm liebenswürdigen Weise die kleine Verlegenheit fortgeräumt, unter der er wohl von ihnen beiden am meisten zu leiden gehabt, und setzte vorerst auch in dieser Tonart das Gespräch fort, indem er seinen Wunsch, die Kinder zu sehen, vorschob, sich mit ihnen ein wenig unterhielt, über das eine und das andere Erkundigungen einzog und endlich die Kleinen durch die Kinderfrau mit fortnehmen ließ, wobei er geflissentlich, noch während dieselbe im Zimmer war, die Notwendigkeit hervorhob, doch einmal über Plan und Methode der Erziehung Rücksprache zu halten.

Davon war aber, sobald sich die Thür geschlossen, keine Rede mehr. Das Thema blieb vertagt, und Aranka, welche, nachdem der Prinz zuvor auf ihre Einladung Platz genommen und sich zu erheben jetzt keine Miene machte, den Kindern sich nicht anschließen konnte, mußte dem Zwange folgen und dem Besuche stand halten, so wenig dies auch ihrem Wunsche zu entsprechen schien.

„Offen gestanden," erklärte er, „ich habe nicht ganz ohne Nebenabsicht von meinem Hausrechte Gebrauch gemacht und mich überzeugt, wie unzulänglich — zu meinem Bedauern — Sie untergebracht sind,

mein Fräulein. Sie sind so verschanzt hinter Ihre vier Mauern und ziehen immer neue Wälle und Gräben um Ihre Feste, daß es dem Belagerer schwer wird, zu Ihnen zu dringen, wenn er nicht dreist ein zufällig offen gebliebenes Ausfallspförtchen benützt."

„Ich hatte also recht, mich gegen feindliche Ueberfälle vorzusehen, wenn Hoheit mich selbst in Belagerungszustand erklären."

„Sie schlagen mich fein mit meinen eigenen Worten. Verzeihen Sie dem Soldaten das militärische Bild. Es trifft nicht zu. Ich wollte nur sagen, daß Sie sich allzu sehr abschließen und uns anderen das Vergnügen Ihres Umganges grausam entziehen. Wir leben hier so einsam, daß es doch beinahe selbstverständlich ist, wenn wir zwei, drei Insassen des Schlosses unter einander engern, gemütlichen Anschluß suchen. Es muß ja fast auffallen, wenn wir uns so gespreizt auf weite Distanz von einander halten, wie an einem Hofe mit spanischer Etikette. Namentlich einem scharfen Beobachter, der die Verhältnisse bei mir kennt und die gute Lindenau zum Beispiel immer an meinem Tische traf, wenn ihn ab und zu irgend eine hochwichtige, hochpolitische Mission zu mir führte. Ich spreche von Baron Reisenbruck, dem Kammerherrn meines Onkels und der postillon d'amour meiner hochgnädigen Tante — in allen Ehren selbstverständlich — man könnte manchmal besser sagen postillon d'amère. Ich weiß noch nicht, in welcher der beiden

Eigenschaften er diesmal erscheint; es ist mir auch ziemlich gleichgiltig, die Pfeile von dorther ritzen mich nicht. Er ist übrigens ein origineller Geselle mit seinem tiefgewurzelten vergnügten Pessimismus. Sie sollten ihn kennen lernen. Er hat sich heute morgen telegraphisch angesagt und um Pferde gebeten, die ihn von der Eisenbahn abholen. Er dürfte wohl bis morgen bleiben, und wir werden ihn heute zu Tische haben. Da wollte ich fragen, ob Sie nicht — ausnahmsweise wenigstens — uns die Ehre geben wollen, mit teilzunehmen. Und da haben Sie auch die Nebenabsicht, die mich herführte."

War wirklich dies die einzige Nebenabsicht? Es fiel Aranka schwer, daran zu glauben.

„Wie Hoheit befehlen!" sagte sie steif und kalt.

„Befehlen?" fiel er lebhaft ein. „Das häßliche Wort sollen Sie nie gebrauchen dürfen in diesem Hause. Es war nur eine Frage, auf welche Ihnen die Entscheidung unbenommen bleibt."

„Dann würde ich es doch vorziehen, in diesem Falle keine Ausnahme zu machen."

„Haben Sie denn dafür besondere Gründe?" fragte er, von der abschlägigen Antwort unangenehm berührt.

„Ich würde dankbar sein, wenn mir die Anführung derselben erlassen bliebe!" entgegnete sie mit bescheidener Ruhe.

Wozu sollte sie ihre Gründe angeben? Er konnte

sie ja erraten. Mußten ihr die Schlüsse, welche allenfalls aus ihrer Abwesenheit gezogen wurden, nicht weit unbedenklicher erscheinen als jene, zu welchen denn doch ihre Anwesenheit bei dem gewöhnlichen Mittagstische Veranlassung geben konnte? Und der Prinz war keineswegs so kurzsichtig, dies nicht zu erkennen. Es lag ihr also daran, ihre Stellung so eng als möglich zu umschreiben. Der Vergleich, der ihm entschlüpft und für den er sich selbst nachträglich hätte strafen mögen, erschien ihr, wie es sich zeigte, zutreffender, als ihre scherzhafte Erwiderung zuvor zugeben mochte. Sie fühlte sich als eine Belagerte, die auf der Hut sein mußte, um so mehr vielleicht, als sie der eigenen Besatzung nicht voll vertraute.

Das Gefühl des Glücks, welches dieser Gedanke erweckte, verdrängte sofort die leise Regung des Mißmuts, und in froher Stimmung versicherte er ihr, daß er es aufgebe, sie aus der selbstauferlegten strengen Klausur zu locken.

„Für heute nämlich!" setzte er beschränkend hinzu. „In Zukunft aber werde ich bedacht sein müssen, ein Mittel zu finden, dieselbe aufzuheben. Ich kann mich unmöglich damit begnügen, immer nur durch ein Sprachgitter oder gar bloß schriftlich mit Ihnen, meiner Hausgenossin, zu verkehren, wenn ich Ihnen etwas zu sagen habe."

„Hoheit werden in diesen Fällen stets dieselbe Bereitwilligkeit finden, mit der ich jetzt die Direktive

erwarte, welche Sie mir bezüglich des Erziehungsplans und der Methode zu geben wünschten. Dieselbe kann mir nur willkommen sein."

„Ah, Sie zürnen dem Eindringlinge noch immer und lassen es ihn ungroßmütig fühlen, daß er in Ihr Gebiet unberufen eingebrochen."

„Das würde sich in meiner Lage nicht ziemen. Ich bitte, Hoheit, in meinen Worten keinen Hintergedanken zu suchen. Sie besagen nur, was ja wirklich der Fall ist, daß ich den Weisungen mit Aufmerksamkeit entgegensehe. Sie erleichtern mir meine Pflicht, und ich werde sie gewiß pünktlichst befolgen."

Und hinter diesen Worten sollte er nichts anderes suchen? Diese Wiederkehr auf denselben Punkt, diese Berufung auf ihre Pflicht, mit der sie ihre Stellung hervorhob, diese gehaltene Ruhe, diese strenge Gemessenheit, alles bis auf die neuerlich so oftmalige geflissentliche Verwendung des Titels „Hoheit", lag darin denn nicht der fühlbare Hinweis auf den Unterschied ihrer früheren Beziehungen zu einander von den jetzigen? Das war ja eine Abwehr jeder Annäherung in ernstester Form. Konnte sie glauben, daß er sich diesem gegenseitigen Zwange fügen werde? Und auf wie lange? Nein, dazu verstand er sich nicht, einen Schritt rückwärts zu machen. Da wäre es ja besser gewesen, das von der Gräfin im Handumwenden getroffene Arrangement, das er so freudig begrüßt hatte, zurückzuweisen.

„Sie erwarten von mir Vorschriften?“ fragte er, und seine Stimme klang ernst und herzlich. „Glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen solche geben will? Hätte ich Sie denn vertrauensvoll in mein Haus geführt und Ihnen meine Kinder übergeben, wenn ich nicht der Ueberzeugung lebte, daß sie nirgends in gleich liebreicher und gewissenhafter Obhut sind wie bei Ihnen, wenn ich Sie der Aufgabe, welcher sich zu unterziehen Sie die unschätzbare Güte hatten, nicht in vollstem Maße gewachsen wüßte? Ich bilde mir wahrlich nicht ein, Sie belehren zu dürfen. Nein, Sie haben vollkommen freie Hand, Fräulein Aranka, und was Sie anordnen mögen, ich werde es gutheißen. Aber ich habe eine Bitte: dehnen Sie Ihre Huld und Güte auch über die engen Grenzen der Kinderstube aus, seien Sie der erwärmende Sonnenstrahl für mein ganzes Haus. Sie nehmen unsern Vertrag zu buchstäblich. Sie wollten zu meinen Kindern kommen, sagten Sie; ich verstand Sie wohl, aber sind es denn nicht *meine* Kinder? So war es also falsch, daß ich mir schmeichelte, Sie kämen nicht *nur* den Kindern, sondern auch ein klein bißchen — dem Vater zu liebe.“

Die Augen schweigend auf die im Schoße verschlungenen Hände gerichtet, hatte Aranka zugehört; erst bei den letzten Worten zeigte sie eine Bewegung.

„Hoheit,“ erwiderte sie stockend, „Sie lassen mich zu bald bedauern, daß ich mich — so leicht bestimmen ließ, den Vorschlag anzunehmen.“

„Bedauern!“ hielt er ihr mit sanftem Tadel vor. „Hat denn die Wunderblume nicht zu Ihnen gesprochen?“

Sie hob den Blick.

„Die Blüte der Mirabilis verwelkt,“ sagte sie bedeutungsvoll, „trifft sie ein Sonnenstrahl.“

„O, ich weiß es jetzt, ich habe falsch gewählt. Es hätte eine einfache Ringelblume sein müssen. Die will ich Ihnen bringen, ihre Blätter bergen ja auch den Zauberspruch.“

„Ich werde das Orakel nicht befragen,“ erklärte sie kopfschüttelnd.

„Warum nicht?“

„Weil ich die Antwort fürchte.“

„O, welche?“ drang er in sie, und indem er sich näher zu ihr neigte, flammte auch aus seinem Blicke die Frage.

Unter demselben senkte sich ihr Auge aufs neue. Sie zögerte eine Sekunde, dann kam es leise, aber fast herb von ihren Lippen:

„Jede!“

„Aranka!“

Der Prinz vermochte sich nicht mehr zu halten. Er erhob sich, und da sie gleichfalls aufstand, trat er ganz an sie heran und ergriff ihre Hand.

„Die es einzig und allein zu geben hat, sollen Sie aber nicht fürchten, Aranka!“ sagte er mit durchbrechender Leidenschaft. „Auch mir ist in diesem

Momente ein Zauberspruch geworden, der mich unsäglich beglückt, denn ich kann ihn ja nur in einer Weise deuten. Die keimende Ahnung, an die ich nicht zu glauben wagte, weil ich immer meinte, das süße Traumbild müsse zerrinnen, hat mich also nicht getäuscht. Ich glaubte noch nicht an sie, selbst als mir die Nachricht gebracht wurde, daß Ihre Verlobung zurückgegangen, und ich mir doch sagen mußte, daß dies nur von Ihnen ausgehen konnte — ja, nicht einmal anzuspielen habe ich mir erlaubt auf dies Ereignis, zu dem ich mich doch jubelnd beglückwünschte, obgleich ich noch immer der Ahnung nicht Glauben schenken wollte — und nun ist sie zur Gewißheit geworden. Ah, wie glücklich machen Sie mich! Aber warum wollen Sie es nicht mit mir sein? Sie sollen nicht sagen, daß Sie sich auch vor der Liebe fürchten, nur die Furcht vor der Verneinung laß ich gelten. Das Glück ist mit Ihnen eingekehrt bei mir, und nach diesem Geständnisse traue ich mir die Macht zu, es festzuhalten und es auch Sie hier finden zu lassen."

Die Hand hatte sie in der seinen gelassen, wenn auch ohne Gegendruck, von dem Arm aber, der sie umschlingen wollte, trat sie ruhig einen Schritt zurück, und so beherrschte sie auch die starke Bewegung, die sich wohl in ihrem Antlitze und in dem raschen Heben und Senken ihrer Brust verriet, aber ihre Stimme ebensowenig zu trüben vermochte als ihre Denkkraft.

„Sie werden diese Macht nicht mißbrauchen, Prinz,"

sagte sie mild und fest zugleich, „oder ich müßte an Ihrer Großmut, an Ihrem Edelsinn zweifeln, und damit — wäre Ihre Macht auch erloschen.“

Ihre Worte fesselten ihn, mehr noch ihr Blick, in dessen Feuer sein Wille dahinschmolz.

„Sie legen mir Ketten an, aber ich trage sie willig. Was verlangen Sie, daß ich thun soll?“

„Nur das eine Wort vergessen, das ich zu viel sprach.“

„Das ist unmöglich! Das kann und will ich nie mehr!“

„So zwingen Sie mich, die unhaltbare Stellung in diesem Hause zu verlassen.“

„Aranka!“ rief er, ihre Finger so heftig drückend, daß sie einen Laut des Schmerzes nicht zurückzuhalten vermochte. „O, ich habe Ihnen weh gethan!“ rief er bestürzt aus. „Diese schöne, diese entzückende Hand! Ich bin ein Barbar!“ Er preßte einen heißen Kuß auf die gerötete Stelle und strich zärtlich darüber hin. „Und so will ich Sie beruhigen, daß Sie den Mißbrauch meiner Macht nicht fürchten! - Ach, besitze ich denn eine? Sie haben recht, daß Sie diese Hand zurückziehen. Ich verdiene die Strafe, aber ich werde sie nicht mehr mißhandeln, und Sie werden sie mir wieder lassen, freiwillig — aus eigenem Drange. Nein, nein, Sie werden sich nicht fürchten.“

Eine Bewegung Arankas unterbrach seine in leidenschaftlicher Zärtlichkeit anstürmende Rede und

machte ihn aufmerksam. Es war jemand an der Thür. Der Prinz wendete sich rasch um, als dieselbe geöffnet wurde, und nahm die Meldung des eintretenden Dieners entgegen.

Baron Reisenbruck lasse anfragen, wann er die Ehre haben dürfe, seine Aufwartung zu machen. Er war also angekommen? — Schon vor einer Viertelstunde und erwarte jetzt bei Herrn von Hagen im kleinen Speisezimmer den Befehl.

„Ich muß Sie verlassen," sagte Prinz Adolf, nachdem ein kurzer Bescheid den unwillkommenen Störer entfernt, sich dem Zwange nur widerwillig unterwerfend, „und eben jetzt — aber nicht wahr — es bleibt bei der Drohung und Sie bleiben? Sie bleiben? Ihre Hand!" Mit sanfter Gewalt faßte er dieselbe, die ihm, wenn auch zögernd, dennoch überlassen wurde, und führte sie nochmals an seine Lippen, während sein Auge vielsagend in das ihre leuchtete. „Soll ich Sie wirklich heute nicht wiedersehen, so viele Stunden noch, und wir so weit von einander, als lägen Meilen zwischen uns! Ich kann es nicht denken! Ja, Sie haben recht, Aranka, diese Lage ist unhaltbar!" schloß er mit energischer Entschiedenheit. „Es ist an mir, sie in eine haltbare zu verwandeln!"

Ein Blitz des Stolzes und des Triumphs zuckte in ihr auf, und strahlend folgte ihr Auge dem Scheidenden bis an die Thür. Sie stand vor dem Märchenschlosse, das sie erträumt, und weit auf that sich das

Thor, ihr Eintritt zu gewähren. Nur noch ein Schritt, und es war erreicht. Und doch, wie der Blitz erlischt, so rasch verschwand auch wieder das sie durchflammende Gefühl, und um so tiefer war in den nächsten Sekunden die Nacht in ihrem Auge und in ihrer Seele. Wo war der Glücksstern hin, der sie ans Ziel geführt? Nicht schlaue Berechnung hatte ihr jene Aeußerung soufflirt, ehe die Antwort, die sie sentimental dem Blumenorakel abfragen sollte, noch gefallen war. Sie hatte die volle Wahrheit gesprochen: diese oder jene Entscheidung — sie fürchtete jede.

Mit hochgeschwellter Brust, seligen Herzens hatte der Prinz die Geliebte verlassen, die er bald, bald wiederzusehen gedachte, um sie mit allen Gaben des Glücks zu überschütten, die im Bereiche seiner Hand lagen, und in dieser gehobenen Stimmung achtete er kaum des Weges, den er einschlug. Wie ein Traumwandelnder kam er an die Thür des kleinen Speisesaals, dessen erwähnt worden war, und als er sich orientirte, da erschien ihm alles so klein und nichtig gegen das eine Große, Wichtige, das ihn ganz und gar in Anspruch nahm, daß er sich in rein menschlichem Gefühl über alle Standesrücksichten und Formalitäten hinwegsetzte und einfach, wie der schlichteste Bürger zu seinem Gaste, der ihn besuchte, ins Zimmer trat. Und in der Freude, die sein ganzes Wesen erfüllte, begrüßte er denselben leuchtenden Blickes mit frohem Willkommen.

Der Kammerherr, der mit Hagen und Doktor Heidmann bei einem kleinen Imbisse gesessen und sich mit der Geschmeidigkeit des Hofmannes, die Erklärung, daß er hierin ganz mit dem großen Philosophen übereinstimme, unterbrechend, rasch erhoben hatte, nahm mit tiefer Verbeugung die ihm freundlich gebotene Hand wie eine Gnadenbezeigung entgegen, und beeilte sich, eine Entschuldigung für seine nicht audienzgemäße Erscheinung vorzubringen, die er den „Inkonvenienzen" der Reise zu gute zu halten bat.

Lächelnd musterte der Prinz den zierlichen Mann, der bereits eine Viertelstunde nach der Ankunft in tadellosem blauem Frack, weißer Krawatte und drapfarbenen Beinkleidern mit all seinen Miniaturorden am Goldkettchen und dem schnell ergriffenen chapeau claque in der Hand vor ihm stand, wie mitten aus einer andern Welt, an welche er die einen Augenblick fast verlorene Erinnerung wieder wachrief. Und nicht ohne einen kleinen ironischen Beisatz scherzte der Prinz:

„Das nennen Sie also Reisetoilette? Wir nehmen das hier weniger genau, nicht wahr, lieber Doktor?" Und mit der einen Hand auf seinen leichten Morgenrock weisend, reichte er die andere Heidmann, dessen bequeme, nichts weniger als elegante Kleidung ein noch nachdrücklicheres Argument bildete. „Es ist recht, Hagen, daß Sie den Herren eine Erquickung angeboten. Aber ich habe Sie dabei gestört, meine Herren, und auch in Ihren philosophischen Erörterungen.

Ich wette, Reisenbruck war wieder bei seinem Lieblingsthema. O, es ist leicht zu erraten. Nun, Doktor, was sagen Sie zu Schopenhauer?"

Heidmann rückte den mächtigen Kopf in sichtlichem Verdrusse zur Seite.

„Er ist ein genialer Denker!" begann er.

„Also das geben Sie doch zu!" ließ der Baron mit überlegenem Lächeln einfließen, indem er seinen blonden Backenbart ausstrich.

„Der mit der geistreichsten Dialektik," fuhr der Doktor, welcher sich auch durch ein neues „Aha!" nicht unterbrechen ließ, nur etwas bärbeißiger fort, „und einem Heere feiner und scharfer Auffassungen einen — Unsinn zu beweisen sucht."

„Hören Sie, Reisenbruck!" neckte der Prinz.

„O, Schopenhauer — Unsinn! Das ist denn doch eine starke Behauptung, die erst einer Begründung bedürfte."

Der geringschätzige Zug um die dünne, nun auch noch durch ein Pincenez gequetschte Nase reizte Heidmann.

„Die kann ich Ihnen schon geben!" meinte er rauh. „Erst ist ihm die Welt bloß ‚Vorstellung', dann aber ‚Produkt des Willens', also doch wieder etwas Reales. Der erste Widerspruch. Fürs zweite ist ihm der Wille ‚blinder Drang' und dann doch wieder in ‚zweckmäßiger' Entwicklung bemüht, sehend zu werden. Also zwecklos mit Zweck. Drittens ist

alles ‚Kausalität‘, die Willensfreiheit ein Unding, aber die Verneinung des Willens zum Leben doch ein Akt dieser Freiheit und zwar der eminenteste. Viertens behauptet er: durch diesen Akt in der gesamten Menschheit höre die Welt auf. Doch wohl nur jene ‚Welt als Vorstellung‘ in der Vorstellung, denn der Wille würde ja doch noch weiterleben, wenn auch nicht in der Vorstellung, und es bliebe also immerhin die Welt, nur ohne Menschheit, die der Wille, aber ‚blind‘, bald wieder erzeugt hätte. Und damit, meine ich, wäre das ganze System samt seiner Blüte, der wunderbaren Maxime des Menschheitsselbstmordes, ad absurdum geführt."

„Bravo, bravo, Doktor! Ein Kompendium in einer Nußschale!" rief der Prinz wirklich überrascht. „Nun, was sagen Sie, Reisenbruck, der Sie frisch aus dem Professorenlande kommen? Man hat auch hier, weit im Osten, seinen Schopenhauer im kleinen Finger, wie Sie sehen. Haben Sie geahnt, daß Sie zu einer Disputation kommen, und sich gehörig gewappnet? Heraus mit der Fuchtel! Ich bin begierig."

Baron Reisenbruck schien sich ein wenig unbequem zu fühlen in seinem hohen, steifen Halskragen; er hatte wenigstens wiederholt daran zu richten.

„Nicht jedermann," äußerte er mit einer Bescheidenheit, die sichtlich nicht zu seinen gewöhnlichen Reiseexquisiten gehörte, „nicht jedermann ist mit einem so glücklichen Gedächtnisse ausgestattet, daß er immer das

nötige Rüstzeug mit sich führte. Ich trage aber das Bewußtsein in mir, daß die richtige Anwendung der Lehrsätze großer Denker darin besteht, daß man sie zu seiner Lebensregel macht. Der Succus der Schopenhauerschen Werke ist bei mir in Fleisch und Blut übergegangen, darf ich sagen, und mit ihm bin ich von der moralischen Notwendigkeit der Verneinung des Willens zum Leben tief durchdrungen."

„Das war er selber sicherlich nicht!" fiel Heidmann, diesmal von der ausweichenden Antwort des Kammerherrn, der die Werke seines Meisters mehr auf der Zunge als im Gedächtnisse trug, ergötzt, ein. „Er predigte dies leidige Dogma nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Ehrgeiz und Ruhmsucht — eine der leidenschaftlichsten Bejahungen dieses ‚Willens zum Leben'. Nichts als ein Kokettiren, ein Spielen mit glänzenden Gedankenbällen, ein Jongliren!"

„Halt, halt, diesmal gehen Sie doch zu weit, Doktor!"

Aber der einmal im Absprechen Begriffene ließ sich auch durch des Prinzen Einwurf nicht abhalten. Scharf schloß er sein Urteil ab:

„Ei was, der reine Spiegelfechter! Als Höchstes stellt er den freiwilligen Hungertod auf, und er selbst starb — an einer Unverdaulichkeit."

„Und auch darin wird unser lieber Reisenbruck seinem Beispiele dereinst folgen!" lachte der Prinz.

„Warum nicht, Hoheit?" erwiderte der Geneckte,

welcher seinen Moment gekommen sah. „Der Herr Doktor, dessen ausgebreitete Kenntnisse übrigens meine aufrichtige Bewunderung erregen, übersieht denn doch einen wichtigen Punkt, wenn er in seiner letzten Bemerkung einen Widerspruch aufzudecken meint. Ich leugne dessen Vorhandensein. Das Ziel nur ist ein definitiv feststehendes, die Mittel, es zu erreichen, müssen dem individuellen Ermessen anheimgegeben bleiben. Man kommt auf indirekten Wegen zuweilen rascher an das Ziel als auf geraden. Auf die Entwicklung der Stimmung zur Verneinung kommt es an, und ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß — um ein Bild zu gebrauchen — die Uebersättigung weit schneller zur Blasirtheit führt als eine asketische Entsagung, welche nur den Hunger nach den Genüssen des Lebens im Kampfe wach erhält. Man ist also am prinzipientreuesten, wenn man so tief als möglich in den Strudel untertaucht."

„Wobei es einem passiren kann, daß man unterwegs zufällig über eine Gänseleberpastete stolpert."

„Und damit schließlich doch am Ziele ist, Hoheit!" brachte Baron Reisenbruck mit dem vergnügtesten Lächeln auf den Lippen das Schlußwort, indem er sich wie ein Taschenspieler, der sein Kunststück gezeigt und auf Applaus wartet, verbeugte.

Und er nahm das allgemeine Lachen wirklich als Beifall hin und liebkoste selbstzufrieden seinen parfümirten Bart.

„Diese Uebersetzung in die Praxis ist ein wenig heiterer als die düstere Theorie, aber fast noch gefährlicher. Ich fürchte, Sie werden ungeheuer Schule machen, Reisenbruck,“ meinte der Prinz, schnitt aber dann mit der Frage, woher er zunächst komme, die Weiterverfolgung des Themas ab.

Heidmann erachtete den Augenblick für geeignet, sich zu seiner Patientin zu begeben.

„Ich sehe Sie nachher noch,“ begrüßte ihn der Prinz. „Sie finden die Kleine heute schon außer Bett.“

„Gegen meine Anordnung?“ tadelte Heidmann und zog sich kopfschüttelnd zurück. Hagen schloß sich ihm an.

Wohl meinte der Prinz, nach der Reise müsse man sich stärken, Baron Reisenbruck solle „auf dem Wege zur Verneinung“ fortfahren und ihn dann aufsuchen. Der Kammerherr aber beteuerte aufs feierlichste, daß er unbedingt sofort zur Verfügung stehe, wenn Seine Hoheit geneigt sein wollte, ihm die angesuchte Audienz zu gewähren, und so begaben sich denn beide in das Arbeitszimmer des Prinzen, wo der letztere sich eine Cigarre anbrannte und auch seinem Begleiter leutselig eine anbot.

„Also von Wildenstein kommen Sie, da drüben in der Steiermark? Ist das nicht Hassenbergisch?“ setzte der Prinz das schon vorher begonnene Gespräch fort. „Man soll dort gute Jagd haben. Aber Sie

sind ja kein Jäger. Bitte, setzen Sie sich doch! Kennen Sie dort jemand?"

„Von früher her nur Graf Sarau. Ich bin sogar ziemlich befreundet mit ihm, er war eben zu Besuch dort."

„Ah, Graf Sarau! Fabulirt er noch immer? Wie geht es ihm?"

„Er ist mit mir gefahren, Hoheit, da er die Gelegenheit benützen wollte, Graf Detreffy einmal wiederzusehen."

Der Prinz sah ihn überrascht an.

„Sie reisen doch nicht etwa bloß zu eigenem Vergnügen, so ganz — ohne Zweck diesmal?"

„Nicht so ganz, Hoheit. Ich hatte bereits die Ehre, indem ich von einer Audienz sprach —"

„Ich glaube, lieber Reisenbruck, wir machen das ohne Zeremoniell ab bei der Cigarre. Aber in der That, ich bin neugierig. Sie haben mir heute ein so melodramatisches Aussehen. Ich weiß nicht, auf was ich mich eigentlich vorbereiten soll."

„Meine Miene entspricht nur meinen zwischen zwei Polen schwankenden Gefühlen. Wenn Hoheit in derselben zu lesen geruhen, ist wohl der Hauptausdruck der verhaltener Freude; dennoch würde es sich kaum schicken, in diesem Momente und bei so ernstem, ja traurigem Anlasse ihr die Zügel schießen zu lassen; ich hätte sonst nicht gesäumt, meine ergebensten Glückwünsche Hoheit zu Füßen zu legen."

„Sie bringen mir Nachricht von Nöringen?“

Der Prinz war aufgesprungen und mit einemmale sehr ernst geworden. Auch der Kammerherr hatte sich erhoben und seine Cigarre in der Bronzeschale zurückgelassen. Es war nun doch eine Audienz daraus geworden.

„Ich bin beauftragt, Eurer Hoheit die Mitteilung zu machen, daß sich eine wesentliche Aenderung, die Erbfolge betreffend, vorbereitet.“

„Mein Vetter August —“

„Ist leider schwer erkrankt. Das so lange Jahre schlummernde Leiden, das man völlig erloschen glauben konnte, ist plötzlich mit ungeheurer Heftigkeit wieder aufgetreten. Die Aerzte geben keine Hoffnung; der Verlauf dürfte ein rapider sein.“

„Ah!“ Es war nur ein leiser Laut, aber er hatte die Brust mächtig geschwellt; die ganze Gestalt schien gewachsen. Das Auge, erst groß geöffnet, schloß sich halb, und auf der Stirn erschien ein kleiner roter Fleck, während sich der Prinz dem Fenster zuwandte.

„Noch verheimlicht man den Fall,“ fuhr Baron Reisenbruck, der einen Moment ausgesetzt hatte, in dem gleichen ruhigen, leisen Tone, in dem er so gut als möglich gleichzeitig die beiden „polaren“ Gefühle zu vereinen suchte, fort; „zunächst natürlich aus Schonung für den hohen Kranken, der wie alle Lungenleidenden voll Hoffnung ist und nur an einen vorübergehenden Anfall glaubt, und um jede Diskussion in

den Blättern zu verhüten, die er sich alle bringen läßt, zum Teile aber auch möglichen politischen Eventualitäten vorzubeugen; Eurer Hoheit aber meinte man die Wahrheit nicht vorenthalten zu dürfen, da dieselben doch in nächster Linie davon betroffen werden, allerdings in doppeltem, hauptsächlich aber in hoch erfreulichem Sinne."

„O, nicht doch, nicht doch! Es ist Ihnen wohl nicht verborgen geblieben, daß meine Beziehungen zu dem armen Kranken sehr lose waren, aber immerhin bleibt es ein trauriger Fall —"

Baron Reisenbruck verbeugte sich schweigend in tiefem Beileide, da es so gewünscht wurde.

„Zu den herzlichen Grüßen," nahm er nach einer geziemenden Gefühlspause wieder das Wort, „mit deren Ueberbringung mich Serenissimus zu betrauen so gnädig war, hat mir die Frau Herzogin auch ein eigenhändiges Schreiben mitgegeben, welches ich hier zu überreichen die Ehre habe."

Der Prinz nahm den Brief, winkte Reisenbruck, wieder Platz zu nehmen, und ließ sich selbst in dem Fauteuil ihm gegenüber nieder, das Schreiben seiner Tante zu durchfliegen.

Was mochte sie ihm zu sagen haben? Sie war ihm nie besonders gewogen gewesen, und ihre Stimmung hatte sich anläßlich seiner Heirat, bei der sie nicht zu Rate gezogen ward, noch merklich verschlimmert. Man hatte es ihn die Jahre über fühlen lassen,



und da er als jüngerer Agnat der Nöringer Linie betreffs der Regierungsnachfolge nicht in Betracht kam, war er gewissermaßen ganz in Vergessenheit geraten. Erst nach dem Tode seiner Gattin waren leise Versuche gemacht worden, die Beziehungen wieder enger zu knüpfen, ohne daß dieselben jedoch weiter als zu einer oberflächlichen Annäherung geführt hätten. Jetzt freilich war mit einemmale die ganze Lage geändert. Starb Prinz August, so trat er an dessen Stelle als Nachfolger des kinderlosen Herzogs, da ja der zunächst Berechtigte längst auf seine Ansprüche verzichtet hatte. Diesen veränderten Verhältnissen mußte natürlich auch die Herzogin Rechnung tragen. Was aber bedeutete dies Schreiben und die ganze Mission des Kammerherrn in dieser so klaren und natürlichen Angelegenheit, wenn man nicht gesonnen war, sie absichtlich zu verwickeln? Kein Zweifel, man stellte ihm Bedingungen!

„Meine gnädige Tante," sagte der Prinz, dessen Stimme sich verdüstert hatte, den rasch durchlaufenen Brief sinken lassend, „äußert den Wunsch, mich für längere Zeit in Nöringen zu sehen, und beschränkt sich im übrigen auf einige rätselhafte Andeutungen, bezüglich deren ich an Sie verwiesen bin, lieber Baron. Ich muß Sie daher ersuchen, mir anzugeben, wo sich Zweifel über Dinge erhoben, die mir höchst einfach erscheinen."

„Das sind sie gewiß auch im Grunde, Hoheit.

Es handelt sich nur um einen einzigen, ganz leicht zu klärenden Punkt."

„Ich bin begierig."

„Man hat bisher noch immer die Erwartung gehegt, Prinz August werde sich männlicher Nachkommenschaft erfreuen," begann Reisenbruck leichthin, wie man eben ein ganz gewöhnliches Gespräch führt; „nun aber ist jede Aussicht darauf verschwunden. Es bleibt nur die kleine Prinzessin verwaist zurück. In dieser Hinsicht also liegt alles glatt; die hohen Herrschaften bedauern bloß, daß auch die leider so früh getrennte Ehe Eurer Hoheit derselben keinen Erben geschenkt hat. Es ist dadurch die Möglichkeit gegeben — allerdings erst in nach menschlichem Ermessen weit hinausgeschobener Zeit — daß das Land in Hände übergeht, in denen man es — nun, es ist ja kein Geheimnis — nicht gesichert glaubt und deshalb auch nur sehr ungern sähe. Ich darf ja aufrichtig sprechen, und Hoheit kennen selbst die verschwenderischen Passionen des Prinzen Heinrich, die schon wiederholt zu so schweren Verlegenheiten und endlich zur Abtretung seiner Rechte führten, sowie seine Hinneigung zu unserem allmächtigen Nachbar und Schirmherrn, die sogar bis zu einer Verschmelzung, um nicht zu sagen, bis zu einem Verkaufe des Landes führen könnte."

„Ein solcher Handel wird nie stattfinden!" rief der Prinz entrüstet aus.

Der Baron zuckte die Achseln.

„Voraussichtlich nicht, Hoheit, aber — wir stehen alle in Gottes Hand."

„Lieber Reisenbruck, Sie vergessen Ihre Philosophie — bei mir — das kann ich Ihnen versichern — regt sich noch nicht die geringste Lust zur Verneinung."

„O, wie begreiflich, Hoheit, bei so viel Kraft und blühender Gesundheit," beeilte sich der Hofmann dem Verdachte zu begegnen, als könnte er selbst derartigen Voraussetzungen sich anschließen. „Ich hätte mir ja auch eine solche Bemerkung nie erlaubt, wenn ich nicht der Dolmetsch für Ansichten wäre, die mir persönlich — das bitte ich zu glauben — völlig fremd sind. Es ist ja auch nur eine durch den erklärlichen Schreck hervorgerufene unbestimmte Befürchtung, die ganz leicht zu beseitigen ist. Eure Hoheit sind ja noch zu jung, um Witwer zu bleiben, selbst wenn die Wohlfahrt des Landes und der innige Wunsch der hohen Familie nicht als mächtige Beweggründe hinzutreten würden, sobald als thunlich eine neue Ehe zu schließen."

„Ah, ist es das?" rief der Prinz abermals aufspringend. Er schritt einigemale im Zimmer auf und ab. Die heftige Erregung machte sich endlich in einem sarkastischen Ausrufe Luft. „Gewiß hat meine gnädige Tante in weiser Voraussicht auch schon für eine Braut gesorgt."

„Ihre Hoheit, die Herzogin, hat mich allerdings mit einem delikaten Auftrage betraut, den ich glücklich zu Ende geführt zu haben glaube. Ohne den eigenen

Bestimmungen Eurer Hoheit vorgreifen zu wollen, sollte ich bei Gelegenheit meiner Anwesenheit in Wildenstein taktvoll sondiren, ob man dort geneigt wäre, eine allenfallsige Anfrage in dieser Beziehung freundlich aufzunehmen. Ich darf mir freilich kein vorlautes Urteil anmaßen, aber vielleicht ist es mir doch gestattet, Hoheit zu versichern, daß ich entzückt war von der Schönheit, Anmut und den wunderbaren Reizen, durch welche sich Prinzessin Friederike vor allen ihres Geschlechtes auszeichnet. Ein echtes Fürstenkind — nein, ein Götterbild!"

„Wirklich!" lachte der Prinz in scharfem Hohne auf. „Und die Antwort — die Antwort?"

„Ich kann sagen, Seine Durchlaucht nahm mich mit offenen Armen auf; ich fand schon geebnetes Terrain, da mir ein Brief Ihrer Hoheit der Herzogin vorangegangen war. Der Fürst beglückte mich mit einer Einladung zur Jagd für Eure Hoheit, womit — wie ausdrücklich betont wurde — dem freien Entschlusse Eurer Hoheit in keiner Weise vorgegriffen und keinerlei Konsequenz aus dem flüchtigen Besuche in Wildenstein gezogen werden soll."

„Ah, sehr dankbar, sehr dankbar! Man gewährt mir demnach doch allerseits eine freie Entscheidung?"

„Selbstverständlich, Hoheit! Wer würde es wagen, irgend einen Zwang ausüben zu wollen?"

„Gut!" Der Prinz hielt kurz vor dem Kammerherrn an, der sich längst von seinem Sitze erhoben

hatte, und fixirte sein lächelndes Gesicht mit durchdringender Schärfe. Die über der Brust gekreuzten Arme schienen den Sturm bändigen zu wollen, der in ihm wühlte, und alle Ironie war aus seiner Stimme verschwunden, als er jetzt mit wuchtigem Nachdrucke die Frage that: „Und wenn ich meine Entscheidung nun in anderer Weise träfe?"

Reisenbrucks Miene nahm plötzlich einen schreckhaften, geängstigten Ausdruck an. Es war, als ob er an den Sinn dieser Antwort nicht glauben könne, aber sein prüfender Blick überzeugte ihn, daß er nicht falsch gehört.

„Hoheit belieben zu scherzen!" stammelte er.

„Wenn ich sie in anderer Weise träfe, frage ich!" herrschte ihm der Prinz, seine Stimme nur mit Mühe bändigend, zu.

Unterwürfig senkte der Kammerherr sein Haupt.

„Dann," sagte er leise mit verlegenem Achselzucken, „dann wäre es allerdings möglich, daß man die Eventualität ins Auge fassen müßte, gewisse Vereinbarungen im Hinblick auf die ungesicherte Nachfolge außer Kraft zu setzen, da es doch denkbar wäre, daß von seiten der Baltheimer Linie, respektive des Prinzen Heinrich, Garantien zugesichert würden —"

„Genug, genug! Ich verstehe!" schnitt ihm der Prinz das Wort ab. In seinem Innern glühte es. „Ich verstehe vollkommen. Kein Zwang, bewahre, kein Zwang!"

„Ich möchte Eurer Hoheit zu bedenken geben —"

„Das Bedenken ist an mir!" unterbrach ihn stolz und hart der Prinz, der sich mannhaft zu beherrschen suchte, es aber nicht mehr ertrug, sich durch ein fremdes Auge beengt zu fühlen. „Ihre Mission dürfte wohl hiemit erfüllt sein. Ich danke Ihnen bestens."

Der Kammerherr war entlassen, in einer Weise entlassen, wie sie ihm Zeit seines Dienstes noch niemals begegnet; die Auffassung der philosophischen Lehren seines Meisters war plötzlich in ein ganz anderes Stadium der Praxis getreten. Mit tiefem, gereiftem Pessimismus zog er sich gebeugt zurück. Der mit Dank überhäufte Ueberbringer einer Freudenbotschaft hatte er zu sein gemeint und war statt dessen der Ueberbringer eines Fehdehandschuhs gewesen.

Mit müdem, gebrochenem Lächeln nahm er noch unter der Thüre die letzte Weisung des Prinzen entgegen:

„Sie sollen, ehe Sie reisen, meine Entscheidung haben."





Fünftes Kapitel.

Die Fittiche eines schwarzen Riesenvogels, der wilden Flugs über die Erde dahinzog, deckten die Sterne, von denen nur hie und da einer auf einen Moment hervorblinkte. Es war ein mächtiges Schwirren und Sausen unter dem gewaltigen Flügelschlage, der die jungen Bäume knickte, wenn er sie traf und die Strohbündel von den Dächern riß, wo er sie streifte. Vom fernen Ozean im Westen kam das schnaubende Raubzeug durch die Nacht geflattert, und wenn es das feuchte Gefieder schüttelte, strich das Sprühwasser über den dunstigen Erdboden hin, rauschte über die Dächer und klatschte an die Fenster der Häuser, daß die Schläfer in ihren Betten erwachten, ein wenig lauschten, schmunzelnd an die Ernte dachten und dann den schweren Kopf noch tiefer in die warmen Federn steckten. Sie kannten ihn wohl, den schwarzen Sturmvogel vom atlantischen Meer, sie fürchteten ihn nicht; der Sommer sandte ihn voraus, der Bote war ihnen willkommen, der segenverheißend über die Lande fuhr,

und was er in seinem Ungestüm an Haus und Scheune schädigte mit seinem Schauer, hundertfach in Feld und Acker vergalt.

Die undurchdringliche Finsternis hatte alle Formen verschlungen; da gab es keinen Gegenstand mehr, der aus dem Boden ragte, keinen Baum, kein Haus, keinen Kirchturm und keine Brunnenstange, keine Mauer und kein Dach, Himmel und Erde selbst waren verschwunden, ein einziges Licht nur blitzte durch die Nacht, ein viereckiger, heller Fleck wie in die Dunkelheit hineingeschnitten. Es war das Fenster in jenem Eckzimmer des Kastells von Ridegfalu, und hinter demselben stand die einzige Wache inmitten der friedlichen Schläfer und starrte in das schwarze Nichts hinaus. War es nicht gewesen, als ob die Hufe eines Pferdes über eine Lage Schottersteine klirrten? Das war gerade eine Nacht, wo es keine Menschenseele draußen duldet, als die Verdammten, die keine Rast und Ruhe haben, die armen Bursche, die auf gestohlenem Rosse über die Heide jagen. Aber das Auge vermochte nichts zu unterscheiden, wie sehr es sich auch aus der Höhle drängte, keine Gestalt, keinen Schatten, und das lauschende Ohr vernahm nichts als das Heben und Senken der rauschenden Riesenschwingen. Nichts war's als der Wind, der ein Stück Mauer vom Kamin auf die Steinstufen herabgeschleudert — weiter nichts!

Und der einsame Mann horchte wieder auf den

Taktschlag der Uhr und nahm seinen nun schon Stunden währenden Spaziergang durch das Zimmer wieder auf. Immer hin und her wie der Pendel dort im Gehäuse, ruhelos, schritthaltend mit der verrinnenden Zeit.

Es war doch hart, so allein zu sein, immer allein, der einzige, der wacht, der Hüter von Haus und Hof! Warum hatte er keinen Sohn, der ihn ablösen konnte, oder doch Gesellschaft leisten! War er denn verurteilt, bis ins Greisenalter hinein hier den Posten besetzt zu halten, der Beschützer anderer, die ihm nicht einmal dafür dankten und ihm nicht eine der angstvollen, schweren Stunden abnahmen? Was kümmerten sie sich um ihn? Ha, sie fragten nicht darnach, wie es ihm in dem einsamen Hause behage, sie waren nicht einmal in Gedanken bei ihm. Im sonnigen Süden saßen sie, mitten in einer eleganten, lebenslustigen Gesellschaft, die aus allen Weltgegenden zusammenströmte zu üppigem Genuß und trägem Nichtsthun. Und welches Geld dabei verschwendet wurde! Was machte es aus, daß dies nicht aus seinem Beutel ging? Das fehlte noch! Verschwendet war es doch. Wenn die Schwägerin es sparte, mußte es einst an die natürlichen Erben fallen und seine Hand würde es verwalten. Statt dessen wurde es jetzt verpraßt. Zu welchem Zweck? Um die Gesundheit der kranken Weiber herzustellen, gab man vor; als ob das nicht zu Hause auch ebenso gut hätte geschehen können.

Vergnügen wollten sie sich, weiter nichts. Lange genug hatte er jetzt zugeschaut, es war Zeit, daß sie zurückkamen; wenn sie noch länger zögerten, er hätte sie wahrhaftig zurückgerufen. Wie hatte seine Frau doch im letzten Briefe durch Agóta schreiben lassen? Da lag er ja noch auf dem Pult.

„‚Und nun, da wir uns beide mit Gottes Hilfe‘ — immer hatten die Weiber doch Gott im Munde! — ‚recht gut erholt haben und die gefährlichen Frühjahrsrückschläge wohl nicht mehr zu besorgen sind, gedenken wir demnächst heimzukehren.‘ — Immer nur an sich denken, das ist so ihre Art. Wie ich in der Wirtschaft ohne Hilfe bei der Frühlingsarbeit bestand, daran denken sie nicht. — ‚Der Aufenthalt hier hat uns wunderbar gekräftigt; Du wirst staunen, wie selbst Margitka gewachsen ist, und Dich über ihr Aussehen freuen.‘ — Natürlich, daß sie neue Kleider braucht, und die Quälerei mit dem Unterricht geht nun auch wieder an. Die ganze Garderobe soll selbstverständlich schon bereit liegen und die Gouvernante auch dabei, wenn die hohen Herrschaften heimzukommen geruhen. Ah, nicht einmal schreiben können sie einem etwas Angenehmes!“

Und er warf den Brief unmutig auf den Tisch, vor welchem er sich im Lesen niedergesetzt hatte.

Horch, das waren die Hunde!

Mit einem Sprung war er auf und an dem zweiten Fenster. War das Feuerschein? — Die

Scheune brannte wohl! — Nein, thörichte Täuschung! Das war ja weiter nichts als die gelbe Tafel, welche das Licht durchs Fenster auf den dunklen Hofgrund malte. Die hatte er doch schon hundert- und hundertmal gesehen. Aber der Wind konnte so leicht einen Funken anfachen, das war so die rechte Nacht für das verheerende Element. Nichts war's -- auch die Hunde hatten nur einmal angeschlagen und schwiegen ja jetzt — eine Ratte vielleicht, die an ihnen vorübergehuscht — das Rütteln des Sturms, sonst nichts!

Warum war er denn heute so schreckhaft? Doch eigentlich nicht heute erst, all die Tage schon her. Dies ewige Wachen und Sorgen — man konnte wirklich nervös werden. Immer ohne Ruhe, immer ohne Schlaf, der Schlaf war denn doch etwas Gutes, und jetzt konnte er selbst des Morgens nicht mehr schlafen, seit er allein lag in seinem Zimmer. Wenn die Frau da war, da wußte er, daß ein anderes Ohr an seiner Seite wache, es hörte so scharf, er konnte sich verlassen; selbst wenn sie that, als ob sie schliefe, war sie achtsam auf jeden Laut, auf jede Bewegung und, wenn der Tag anbrach, auf alles, was draußen vorging im Hof. Wer weckte ihn jetzt, wenn es notthat? Immer ein Auge, ein Ohr offen zu behalten, wer hält das aus? Ja, es war hohe Zeit, daß sie heimkamen; er wollte schlafen — schlafen!

Da, zuckte er nicht schon, als die Uhr rasselnd aushob zum Schlage? Diese dummen, überspannten

Nerven! Zwei Uhr — erst zwei Uhr! Wie lange doch so eine Nacht währte, selbst zu dieser Jahreszeit, wo doch die Sonne schon früh heraufstieg über den flachen Steppensaum! Und man konnte die Stunden durch nichts kürzen. Es gab nichts zu schreiben, keine Rechnung mehr zu überprüfen, auch das Geld war schon wieder und wieder gezählt. Es war doch gut, wieder einmal die Gewehre zu mustern, mit dem Ladstock sich zu versichern, ob die Kugel fest saß und in dem andern Lauf die Schrotladung, auf jedem Piston die Kapsel.

Eine der Büchsen nach der andern nahm er auf und stellte sie wieder hin. Da war alles in Ordnung. Und der Revolver hier auf der Kante des Schreibtisches, auch der war im besten Stande. Die Patronen steckten regelrecht, der Cylinder rotirte glatt und ohne Hemmnis, es war für alles gesorgt, man war auch für den schlimmsten Fall vorgesehen.

Und er legte die Waffe wieder zurück auf ihren Platz im Bereiche der Hand, verschränkte die Arme trotzig auf der Brust und lehnte sich zurück auf seinen Sitz, den er schließlich, ermüdet von dem unausgesetzten Hinundherwandern wieder eingenommen. Wie doch der Wind heulte!

Ja, man war gerüstet und bereit, wenn es einem verwegenen Gesellen einfallen sollte, hier anzupochen. Speck und Brot und Branntwein allenfalls konnte man ihnen hinausreichen, aber Geld — der mag sich

die Finger verbrennen, der hier welches zu holen gedenkt! — Aber die Angst war ja überflüssig, wer sollte kommen? All die Jahre und Jahre her hatte sich nichts ereignet, nicht ein einzigesmal war der Versuch gemacht worden, in Ridegfalu einzubrechen, und es hatte doch Zeiten gegeben, wo es auch in dieser Gegend unsicher gewesen und man allerlei Schlimmes gehört, Schlimmeres als die Pferdediebstähle in den letzten Monaten. Warum sollte man denn eben jetzt mehr zu fürchten haben? Nein, es war kein Grund dazu vorhanden, nur die Nerven regten sich und die Zuckungen derselben setzten sich fort bis ins Gehirn und riefen stark unklare Bilder hervor, und jenen fieberhaften Reiz, der sich wie eine unbestimmte, bange Erwartung, wie eine geheimnisvolle Beengung fühlbar machte, die ihn selbst bis in die Träume hinein verfolgte.

Was war es sonst als ein nervöses Spiel der Phantasie, daß ihm Tag und Nacht die eine Gestalt immer wieder vor Augen stand? Mit zornigen Scheltworten scheuchte er sie fort, und im nächsten Moment war sie wieder da, frech und höhnend, gerade so, wie sie vor ein paar Tagen sich da vor ihn gestellt und noch dort an der Thüre verweilt, ehe sie von dannen ging. Damals hatte er nicht Angst, nur Entrüstung empfunden, und auch jetzt fand er nur Ursache zu Unmut und Aerger und keine zu Befürchtungen, wenn er der leeren Drohungen gedachte, die sein Neffe Imre

gegen ihn ausgestoßen. Was vermochte der Bursche gegen ihn? Scheu wie ein Bettler war er hier eingetreten, und unverschämt wie ein Bandit hatte er sich entfernt, nachdem er seine dreisten Forderungen abgewiesen, seine grollenden Anklagen mit heftigen Gegenbeschuldigungen erwidert worden waren. Was, herausgeben sollte man ihm sein Vermögen? Welches Vermögen? Den ärmlichen Rest des Besitztums, das schon widerrechtlich der jüngere Bruder, dessen Erziehung ohnedem weit mehr gekostet, dessen leichtsinnige Lebensweise Unsummen verschlungen, die bei der Erbschaftsmasse nicht in Anrechnung gekommen, der aber immer mehr galt bei den schwachen Eltern, weil er sich ihre Gunst immer wieder zu erschmeicheln wußte, dem ältern Bruder entzogen hatte, und der in die Fußstapfen des Vaters getretene, nur noch haltlosere Sohn vollends bis auf die Neige verschwendete, die zum Glück noch gerettet wurde. Und diese Neige begehrte der Bursche, wie wenn es Berge Goldes gewesen wären! Wem gehörte sie eigentlich? Ihm, zwischen dessen Händen sie längst zerronnen wäre, oder demjenigen, der sie diesen leichtfertigen Händen entriß und seinen Anspruch ziffernmäßig nachweisen konnte? Waren denn nicht Jahre hindurch die Nächte dazu verwendet worden, die Bilanz festzustellen und zu zeigen, welche Benachteiligung der Erbe von Ridegfalu durch das Testament erlitten? Da stand es Zahl um Zahl, Posten um Posten, alles aufgeschrieben, alles verglichen und berichtigt bis auf

Heller und Pfennig, und es war deutlich daraus zu ersehen, wie das schmale Sümmchen immer noch nicht ausreichte, die Ungerechtigkeit auszugleichen. Man sollte nur kommen und prozessiren, da wollte man doch sehen, welche von den Ansprüchen, die gegen einander standen, die geltenden waren. Bis zur Austragung dieser Rechtssache waren beide nicht mehr am Leben und vorläufig achtete ja das Gesetz den Spruch: „Beati possidentes!“. So lange er, Natkay, lebte und auf Ridegfalu saß, sollte ihn keine Macht aus dem Besitze heben! Und wenn der Bursche ihn noch wegen Veruntreuung hätte belangen können! Aber war er denn nicht dessen Vormund, hatte er denn nicht sogar die Pflicht, die Waisengelder vor jeder Antastung zu bewahren? Wer konnte ihm vorschreiben, den wievielten Teil der Interessen er an sein Mündel auszuzahlen habe und wie viel davon er zurückbehalten konnte? Daß der verderbte Bursche von den ihm ausgefolgten Beträgen nicht leben zu können behauptete, war noch kein Beweis. Ein Spieler, Trinker, Schuldenmacher, ein Vagabund hat nie genug, er sollte arbeiten lernen, dem Laster das Gold in den Rachen zu werfen, dazu kann kein Vormund verhalten werden. Er sollte nur kommen, der Landstreicher, und es versuchen, Klage zu erheben, und mochte er alle Instanzen durchlaufen, wenn er einen Beistand fand, der so thöricht war, Zeit und Mühe und Kosten an ihn wegzuwerfen, mochte er bis an die Stufen des Thrones gehen und

sehen, ob er Gehör fand. Darüber mögen hundert Jahre vergehen, und bis dahin lagen die Papiere sicher dort in dem Eisenschrank! Den trägst du nicht fort, Sturm, rüttle nur und heule, so viel du willst!

Was war da zu fürchten? Für den Herrn auf Ridegfalu nichts. Vor dem Eisenschranke saß er selbst und hielt Wache. Warum sollte er sich beunruhigen? Die Nerven waren es, nichts als die Nerven, daß er seit dem Tage, wo der freche Bettler, den er zuletzt bei seiner Wiederkehr mit Hunden vom Hofe zu hetzen verhieß, hier gestanden, ihn immer wieder auftauchen sah. Da in dem dunklen Winkel regte es sich, und es lösten sich Formen aus dem Schatten, und wenn er hinsah — scharf, angestrengt — war's nichts. Aber dort aus jener Ecke trat die Gestalt, oder war's hinter ihm? Und ein Grauen faßte ihn im Nacken, daß er sich nicht umzuwenden vermocht hätte, und wenn es sein Leben galt, er konnte nur horchen. Doch das Geräusch hörte auf — es war nur Sinnestäuschung gewesen. O, diese unsinnige Furcht! Auch an der trug der elende Geselle Schuld, der ihn so sehr in Aufregung versetzt. Nichts sollte er haben, nichts, auch nicht einen löcherigen Heller! — Ah, diese höhnische, drohende Fratze, jetzt grinste sie gar unter dem Tisch hervor, lachte aus dem Spiegel, kroch zwischen den Schränken heraus, stieg in einer fahlen Lohe über der Lampe empor, nickte vom Kopfpolster her. Ueberall, überall dasselbe Gespenst! Konnte es sich

denn vervielfältigen? Was, nicht einmal zu Bette wollte es ihn gehen lassen? Auch dort hat es sich schon eingenistet, schlüpft unter die Decke und wühlt sich am Fußende wieder heraus und huscht hinüber zum Lager der Frau. Wach auf, wach auf! Warum hört sie nicht? Was hat sie so tief zu schlafen? Sie soll helfen, den Teufel zu verscheuchen. Wach auf, Frau! Ah, sie wendet sich endlich — hu, aus der Nachthaube äfft wieder, die feurige Zunge weit heraus gestreckt, das Spottgesicht! Und jetzt erhebt es sich — immer höher und höher streckt sich die Gestalt bis zur Decke, und eine Habichtklaue, riesiggroß, greift herüber durch die Mauer hindurch bis zu dem Eisenschrank. Was will sie dort? Räuber, Räuber! Hil —! Aber eine zweite krallt sich ihm ins Antlitz um Mund und Nase — er kann nicht mehr rufen — Räu —!

Herr im Himmel, was ist das? Noch immer ein Traum, ein Spuk? Kann es die Wirklichkeit sein? Wer sind die beiden seltsamen Gestalten? Da vor ihm stehen Männer ohne Kopf, mit schwarzen Klumpen auf den Achseln, ohne Augen, ohne Gesicht — Strünke könnte man meinen, aber sie haben Arme, Hände — die eine auf seinem Mund, daß er nur gurgeln kann, nicht rufen, die zweite auf seiner Schulter, die ihn niederhält, wenn er aufspringen will, die dritte mit einem Pistolenlauf vor seinen Augen.

„Schweig, Schuft, rühr Dich nicht!" gebietet ihm eine tiefe, gröhlende Stimme, und er fühlt den kalten

Reif des angedrückten Laufs an seiner Stirne. Eine unvorsichtige Bewegung genügt, und der Schuß entladet sich.

Er regt sich ja nicht mehr, er stöhnt nicht einmal, aber zu zittern beginnt er am ganzen Leib. Träume zerrinnen, Gespenster verwehen, aber die Gestalten hier zerfließen nicht in Nebel, lebend, greifbar stehen sie vor ihm und halten ihn gebannt. Räuber sind es, Räuber aus Fleisch und Blut, und die Stunde, welche er immer gefürchtet und für welche er sich gerüstet, ist da. Was nützen ihn jetzt die Gitter vor den Fenstern, die geladenen Gewehre, die sechs Kugeln des Revolvers, der Klingelzug und die Thür dort, die er erreichen mußte, um das Haus zu alarmiren? Ohnmächtig sitzt er hier in der Gewalt der schwarzen Gesellen, die da aufgetaucht sind wie aus der Hölle. Nur zwei waren es, und er hatte sechs Gewehre mit scharfen Schüssen, für jeden drei Kugeln, die des Revolvers ungerechnet. Wie leicht war da die Verteidigung! Welchen Empfang hätte er den Eindringlingen bereiten können, wenn er sich nicht vom Schlaf übermannen ließ! So viele Stunden, die langen Nächte durch, jahraus jahrein, hatte er auf seinem Posten ausgeharrt und gewacht — ein einziger Moment jetzt, ein paar Minuten vielleicht — und er war wehrlos in der Macht von zwei Elenden.

Sollte er denn alles über sich ergehen lassen und es nicht doch wagen, sich zu sträuben? Ein Ruck, und



der Schuß ging vielleicht an seinem Kopfe vorbei, seine Hand konnte ja möglicherweise den Revolver erreichen! Aber wenn auch, was nützte es ihn? Es waren gewiß nicht bloß die beiden vor ihm, und mochten es so wilde Gesellen sein, wie irgend welche, zu zweien wagten sie es nicht — sie hatten draußen ihre Aufpasser, im Hause selbst ihre Posten, die alle eingesperrt hatten und es sich jetzt behaglich machten, seine Zimmer durchsuchten, Kisten und Kasten durchstöberten, seinen Wein tranken und seine Vorräte aufzehrten. Das hier waren nur die beiden Hauptthähne, die ihm selbst zu Leib gingen. Knirschend bissen seine Zähne aufeinander.

Wie Blitze schossen die Gedanken durch seinen Kopf, es waren kaum einige Sekunden, seit er die Augen aufgeschlagen, und sie hatten ihm genügt, die ganze Situation zu erkennen, zur Ueberlegung jedoch blieb ihm keine Muße.

„Die Schlüssel her! Wo sind die Schlüssel zu dem Schrank?“ tönte es an sein Ohr. Es war die Stimme desjenigen, der neben ihm stand und ihm bis jetzt den Mund zugehalten.

Aber diese Stimme, wo hatte er sie schon gehört? Ja, kein Zweifel, das war das harte, die Endsilben stärker als üblich hervorhebende Organ des langen Anglomanen. Deßkowitsch sprach so. In seinem Erstaunen vergaß Ratkay die Antwort.

„Vorwärts, wir haben keine Zeit! Die Schlüssel heraus! Mach keine Umstände, oder —“

Das war nun wieder eine andere Stimme, und doch kam sie aus derselben Richtung. War das nicht das breite, behagliche Tempo, in welchem Fenkö zu reden pflegte, sein Tonfall? Nein, Deßkowitsch konnte das nicht sein, der war viel höher aufgeschossen, aber auch Fenkös kleine, runde Gestalt glich dieser hier nicht. Er legte seinen Kopf zurück und suchte mit seinem Blick den dichten schwarzen Krepp zu durchdringen, mit dem die Köpfe der beiden Eingedrungenen umwickelt waren. Wie eine Erhellung ging es ihm durch den Sinn, daß alles nur ein Spiel sei, einer jener grobkörnigen Scherze, die man sich hin und wieder in aller Freundschaft mit den Nachbarn erlaubte. Nur auf den Triumph war es abgesehen, ihn hinterher auslachen zu dürfen, wenn er Furcht zeigte. Er mußte sich beherrschen und mutig stellen.

„Macht mit mir, was ihr wollt, ich gebe sie nicht," erklärte er trotzig.

„Oho, wir wollen sehen!"

Und schon fühlte er seine Arme zurückgebogen und im Handgelenk umschnürt, so scharf, so kräftig, daß er zuckte und sich loszureißen suchte.

„Genug der Dummheiten!" rief er.

„Still!" knurrte ihn jetzt der vor ihm Stehende an, und der Pistolenlauf drückte sich fester an seine Stirn.

Er zwang sich zu einem recht unnatürlich klingenden Lachen.

„Na, ihr seid aber eingegangen. Mir macht ihr

nicht bange; gebt das Spiel auf! Bei mir seid ihr an den Unrechten gekommen. Guten Abend, Herr von Fenkö! Wie befinden Sie sich, Herr von Deßkowitsch? Sie sehen, Ihr Inkognito ist durchschaut."

„Haha, wie gut er uns kennt!" höhnte ein ganz dünnes Fistelstimmchen hinter ihm.

„Genug damit!" Ratkay schlug aus dem heitern Ton jäh in einen scharfen über. „Genug, meine Herren! Das heißt die Dinge zu weit treiben, und ich hoffe, daß Sie mich nicht zwingen, Sie in einem andern Lichte anzusehen."

„Wir wollen Dir eins dazu aufstecken."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie das Hausrecht verletzen! Das überschreitet die Grenzen — ja, die Grenzen eines harmlosen Spiels. Nächtlicher Ueberfall, Einbruch, Anwendung von Gewalt, gefährliche Drohung! Meine Herren, meine Herren, wenn ich klagbar werden müßte — Sie haben es zu verantworten — Sie allein! Der Scherz könnte teuer zu stehen kommen! Sehr teuer!"

„Uns oder Dir?"

„Hört endlich mit den Späßen auf!" rief er halb in Angst, halb im Zorn, bittend und keifend zugleich.

Ein Lachen hinter ihm antwortete darauf.

„Wir fangen damit erst an, Gevatter."

Eine Klammer legte sich um seinen rechten Daumen und drückte ihn fest zusammen, so fest, daß es weh that.

„Gib die Schlüssel heraus!"

„Ich habe sie nicht."

„Denk nach, ich will Dir helfen."

Eine Schraubendrehung, und vor Schmerz stöhnte der Gefolterte auf. Nein, das war kein Scherz. Sein Ohr hatte sich in den Stimmen nur getäuscht. Mit furchtbarer Wucht fiel es ihm aufs Herz: Räuber waren es, wirkliche Räuber, die ihn grausam martern, die ihm alles nehmen, die ihn töten würden.

„Die Schlüssel!" mahnte die Stimme hinter ihm.

„Ich — ich will nicht —" preßte er aus schweratmender Brust.

„Da muß man Dir guten Willen machen."

Und wieder eine Drehung, daß das Blut aus dem Finger spritzte.

„Die Schlüssel!"

„Ich — ich — ich weiß nicht."

„Wir werden Dir suchen helfen."

Er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr, vor den Augen schwirrten Lichtkreise, vor den Ohren sausende Dampfräder, die Sinne schienen ihm vergehen zu wollen, er fühlte nur, daß man seine Uhrkette betastete, seine Taschen untersuchte und endlich seine Weste aufriß.

„Sind es diese?"

Er sprach nicht — noch ein Ruck an der Schraube, und er mußte genickt haben. Im nächsten Moment gab die Schraube nach.

Ah, das war Seligkeit, Behagen! Noch hielt der Schmerz an, und doch, was war das gegen den

früheren, gegen diese wilden, brennenden Stiche, die den Nagel vom Fleisch rissen und den ganzen Körper durchzuckten!

„Nun, Gevatter, das Geheimnis! Spute Dich!"

Zwei Fäuste hoben und stießen den Wehrlosen empor und schleppten ihn vor den Eisenschrank.

„Hörst Du?"

„Nein — nein!"

„Das Geheimnis, oder wir reißen es Dir aus der Seele!"

„Macht, was ihr wollt mit mir. Nein — nein!"

„So wirst Du sterben!"

Der Lauf saß an der Stirn.

Mochte es sein! Lieber sterben, als selbst das ganze Hab und Gut herausgeben, das einzige, was Wert hatte in diesem erbärmlichen Leben. Mochten sie ihn töten!

„Rede, Hund!"

„Nein — nein — nein!"

Und jetzt, wo ihn niemand mehr stützte, knickte er zusammen, stürzte in die Kniee und schlug dann vollends zu Boden.

„Laß ihn! Wir finden uns schon zurecht. Den Schwamm!"

Das waren die letzten Worte, die noch an Ratkays Ohr schlugen, dann kam noch ein schweres Atmen, als ob man ihm die Luft abschnitte, darauf ein Rasseln, ein Brausen und Sausen und dann eine Weile nichts.

Aber der Herzschlag war nicht erloschen, er wurde sogar heftig und gewaltsam, als das Gehirn nun wieder seine volle Thätigkeit aufnahm und durch die Sinne Eindrücke erhielt. Das Ohr berichtete zuerst. Dies Klingen, dies Klappern, dies Rauschen, wo kam es her? Von jener Stelle, wo seine Seele weilte, selbst wenn er räumlich noch so weit entfernt war. Er hörte alles ganz deutlich, dies war das Geklimper des Goldes, das der harte Klang des Silbers, so knisterte das Papier; dies waren Tritte, und so kreischten die Schubladen, wenn man sie aufzog. Mit einer erschrecklichen Klarheit des Geistes sah er alles, obwohl er die Augen nicht zu öffnen vermochte. Kein Glied konnte er regen, keine Muskel bewegen, die Zunge war wie Blei, der Mund wie zugeschraubt, aber er wußte genau, was geschah — alles, alles. Jetzt kramten sie in seinem Besitze, jetzt leerten sie die Säcke, jetzt warfen sie die Notenpakete aufeinander und blätterten in den Papieren. Wie sie räumten, wie sie wühlten! Und er war gefesselt wie von einem Starrkrampf, er konnte nichts thun, sie zu hindern. Von Scheintoten hatte man erzählt, die so in ihrem Sarge lagen und mit anhören mußten, wie man um ihr Erbe stritt, wie man ihr Begräbnis anordnete, wie man den Deckel über ihnen schloß, und die doch nicht das kleinste Zeichen geben konnten, um sich zu retten. So geschah es ihm. Man raubte seine Schätze, man nahm ihm alles, man begrub ihn lebendigen

Leibes, und er war machtlos, reglos, ein Leichnam — ein Leichnam mit furchtbaren Träumen.

Auch sprechen hörte er, fast war es nur ein dumpfes Gemurmel, nun aber wurden die Stimmen lauter, die Worte verständlicher.

„Gehorche! Weißt Du, daß ich Dich an den Galgen bringen kann?"

„Jetzt geh ich schon nicht mehr allein, werter Herr, jetzt gehen wir miteinander."

„Teufel!" fluchte der, welcher zuerst gedroht.

Das war keine fremde Stimme, auch nicht die Stimme bald dieses und bald jenes, wie sie früher geklungen. Die hatte er vor kurzem erst gehört, als sie auch ihm drohte, deren höhnisches Lachen immer in seinen Ohren weitergeklungen. Ah, jetzt wußte er wenigstens, wer der eine von den beiden war, und er wollte es ihm vernichtend zurufen: „Ich kenne Dich!" Aber seine Lippen öffneten sich nicht. Der Name schwebte auf der Zunge, doch sie lag tot im Munde. Kein Laut kam aus demselben.

Jetzt wird es warm, ein heißer Hauch streift über den Scheitel. Was geschieht mit ihm? Ist die Lampe umgestürzt? Hat das Papier Feuer gefangen? Ah, sie zünden an, sie stecken das Haus in Brand, ihre That zu verheimlichen, und ihn lassen sie zurück! Er kann sich nicht regen und muß mit verbrennen in den Flammen. Los, los!

Es ist eine übermenschliche Anstrengung, die ihm

die Stirn zersprengt, aber der Bann bricht — er hat den Arm bewegt. Nun das Auge auf, das Auge! Jetzt — jetzt — der Kopf —

„Nochmals den Schwamm! Benetz ihn besser! Recht so!"

Das war wieder jene Stimme — o, er kennt sie, er weiß den Namen, er will ihn rufen — aber Wolken steigen empor, umziehen ihn, heben ihn und tragen ihn fort — alles verschwimmt im Nebel und — erlischt. —

Als Ratkay wieder aus der Betäubung erwachte, da war alles finster und still; er konnte sich nicht besinnen, wo er lag. Schwer war der Kopf und dumpf die Denkkraft. Er atmete mühsam, das war wie Rauch und ein Geruch wie von verbranntem Papier, reizte zuerst seine Nerven, ein Schmerz am Daumen, an den Handgelenken kam hinzu. Was waren das für wirre Bilder? Hatte er so schwer geschlafen? Nein, das war kein Traumgesicht, das hatte er erlebt mit Schrecken und Grauen — erlebt!

„Ha, Imre!" rief er leise, als ob er sich vor seiner eigenen Stimme fürchte, aber es kam keine Antwort; alles blieb still.

Er wollte sich aufrichten, doch vermochte er seine Hände nicht zu gebrauchen; sie waren noch immer gefesselt. Im Aufstehen stieß er sich an ein Möbel mit der Schulter, mit der Wange befühlte er es, es mußte sein Schreibtisch sein. Und jetzt erhob er erst die

Stimme und rief nach seinen Leuten — immer noch blieb alles stumm.

Mit den Armen drückte er sich an den Tisch, bis er die Orientirung hatte, nahm dann die Richtung nach der Thür, mit dem Ellenbogen versuchte er die Klinke aufzudrücken; sie gab nach, das Schloß jedoch leistete Widerstand.

Man hatte ihn eingesperrt. Die Räuber waren also fort. Und nochmals rief er, so laut er vermochte, aber vergeblich.

Dort in jener Richtung mußte das Fenster sein, das nach dem Hof sah. Er ging dahin. Mit der Stirn suchte er das Glas, aber er stieß auf Eisen. So hatten sie also die Lampe gelöscht, die Thür abgesperrt und die Läden geschlossen, ehe sie das Zimmer verließen. Er wendete sich mit dem Rücken dem Fenster zu, und es gelang ihm, obwohl der Finger unsäglich schmerzte, endlich den nur angelehnten Eisenladen zu öffnen.

Das Morgengrauen sah durch die Scheiben herein, und nun umfaßte der Blick mit einemmal die ganze Zerstörung. Weit offen stand der Schrank, geleert wie die herausgezogenen Fächer des Schreibtisches. Verzweifelt stürzte Ratkay hin, mit stieren Blicken alles durchmusternd. Nur im geöffneten Tresor lag noch ein Pack auf den Namen lautender Obligationen; kein Gold, keine noch so kleine Silbermünze, die Edelsteine fort, und alle Schriften, alle Papiere verschwunden.

Dort auf der Erde stand die alte geborstene Waschschüssel und in derselben lag Asche und das angesengte Restchen eines verbrannten Papiers. Verbrannt! Alles, alles, was er geschrieben, gerechnet, notirt und gebucht hatten sie verbrannt, und die Fenster waren nur geblendet worden, um den Feuerschein nicht sichtbar werden zu lassen.

Es war kein menschlicher Schrei, den Ratkay ausstieß. Kraftlos sank er in die Kniee und brach in Schluchzen aus.

Dann aber sprang er wie ein Tiger auf, er stürzte an den Klingelzug und riß mit den Zähnen daran, er zerrte an der Schnur, die seine Hände fesselte, und als sie nicht nachgab, rieb er sie an der schartigen Kante des Fensterladens, bis er sie durchgescheuert hatte; dann nahm er eines von den Gewehren auf, die da so nutzlos in der Ecke gestanden, sie waren noch immer geladen. Eins nach dem andern schoß er durch das Fenster ab, und mit dem letzten rannte er gegen die Thür und sprengte dieselbe auf.

Und noch immer, noch immer kam niemand.

Heulend, schreiend, stürzte er durch das Haus. O, die Eindringlinge hatten genau in demselben Bescheid gewußt! Das Thor stand offen, sie mußten gute Dietriche gehabt haben, aber die Thür zu der Stube, wo die Mägde schliefen, war mit großen Eisenspangen von außen verschraubt, man mußte sie erst herausziehen, um zu öffnen, und zitternd und bebend hatte

sich das Weibsvolk bei dem Lärm in den Winkel verkrochen.

Jetzt schleppte sich endlich, von den Schüssen geweckt, auch der Knecht herbei; er hatte nichts gehört, nichts gesehen. Die beiden Hunde aber lagen draußen verendet.

Und unter Gezeter und Händezusammenschlagen wollten alle wissen, was geschehen, und das Grauen entfärbte ihre Lippen und schlug ihre Zähne aufeinander, während sie ratlos umherstanden. Ratkay allein wußte, was er wollte. Mit glühenden Augen lief er in seinem fliegenden Schlafrock wie besessen durch das ganze Haus, von Zimmer zu Zimmer, bis endlich angespannt war, und wie er stand und ging schwang er sich auf den Wagen und hieb in die Pferde ein, daß die Bauern, welche nach und nach einzeln herbeikamen und sich mehr in Neugierde und Schadenfreude als in nachbarlicher Hilfsbereitschaft um die Hundekadaver ansammelten, auseinanderstoben.

Zur Stadt! Er hatte nur den einen Gedanken: Zur Stadt!



Sechstes Kapitel.

Auf dem Schloßhofe von Aggtelep fand eine kleine Fahrprobe mit jungen Pferden statt, die Herr von Fenkö an Stelle der so geschickt wegeskamotirten zu kaufen willens war. Derlei Geschäfte blieben sonst ganz und gar Zerényi überlassen, der auch diesmal die beiden vor den Steirerwagen gespannten Rappen mit großer Sicherheit selber lenkte. Dem alten Nachbar und Hausfreunde zu liebe aber hatte sich ausnahmsweise diesmal auch die Gräfin bei der Vorführung eingefunden, und mit den passionirten Blicken der Sportsfreundin folgte sie den Bewegungen der mutigen Tiere, deren glatte Haut namentlich in den Weichen fast goldig im Sonnenscheine glänzte und die mit gemäßigtem, nur einen einzigen Hufschlag hören lassendem Gleichtritte die engsten Volten und Achter auf dem feinen Kiese beschrieben.

„Sie sind wirklich sehr gut eingefahren, finden Sie nicht, Graf Sarau?“ sagte Gräfin Adviga zu ihrem Kavalier, auf dessen Arm die kleine Hand mit dem Fächer leicht ruhte.

„Vorzüglich, vorzüglich!" versicherte er mit dem Eifer eines entzückten Kenners. „Ich habe nicht bald ein derartiges Gespann gesehen. Nun weiß ich doch, wo ich meinen Stall montiren muß, wenn endlich diese langweilige Geschichte mit unserer Erbschaft in Fluß kommt und ich wieder freiere Hand habe. Nur Aggteleper Zucht!"

Er war schon stark ergraut, aber noch immer mit jugendlicher Eleganz gekleidet, wie auch die Bewegungen seiner schlanken Gestalt immer noch etwas jugendlich Elastisches zeigten, das nur zuweilen durch ein ziemlich starkes Zittern der Hand oder ein plötzliches Einknicken des rechten Beines Lügen gestraft wurde. Sein lebhaftes, gesprächiges Wesen, die bewundernden, feurigen Blicke, welche er der Gräfin widmete, und die Bereitwilligkeit, mit der er sich all ihren Aussprüchen anschmiegte, ließen deutlich den Wunsch zu gefallen erkennen. Man sah, Graf Sarau, dereinst als schöner Mann in weiten Kreisen bekannt, war noch immer darauf bedacht, seinen Ruf aufrecht zu erhalten und für einen sieggewohnten Bewerber um Frauenhuld zu gelten.

„Magnifique!" rief er, der Gräfin gefällig beistimmend, zu wiederholtenmalen, „wie aus einem Guß!" bis sich Fenkö, dem man so das eigene Urteil, das man ihm als Käufer doch lassen mußte, vorweg nahm, zu ärgern begann.

„Jetzt begreif' ich, warum die Sattlige ist so hochnasig," fiel er ein, „wird sich jetzt schon für ein

Monument halten. Hat der Künstler zu seinem Guß genommen nur ein bißl zu viel Blei, darum kommen sie so langsam vom Fleck."

„Herr von Fenkö, wenn Sie so schimpfen, müssen Sie kaufen!" drohte ihm die Gräfin, unwillkürlich lachend. „Ist das nachbarlich, unsere Pferde vor Fremden schlecht zu machen?"

„Man darf sie ja nur länger spannen," bemerkte Zerényi, der gerade, als Fenkö seinen Ausfall machte, mit einer meisterhaften Parade das Gespann vor der kleinen Gruppe zum Stehen brachte, vom Bocke herab. „Ich habe sie absichtlich stark zusammengenommen, um zu zeigen, wie sie im Gehorsam sind. Du kannst übrigens sagen, Freund Pali, was Du willst, ich weiß, was das Paar wert ist. Steht Dir der Preis zu hoch, nimm die Braunen, die taugen besser für Dich. Du brauchst auch gar keine Carossiers. Nimm die Braunen!"

„Daß man sie mir schwarz anstreicht wie Deinen Schnurrbart? Nein, justament Rappen, ich will keine anderen mehr! Die kann man mir nicht umfärben. Bei der Nacht sind alle Kühe schwarz, aber die schwarzen bleiben es auch bei Tag."

„Da haben Sie eine ausgezeichnete Maxime," pflichtete ihm Graf Sarau mit der ernstesten Miene bei; „das ist auch ein Vorzug der Negerinnen vor unseren europäischen Frauen."

Die Gräfin lachte; Fenkö sah den Spötter mißtrauisch von seitwärts an, ging aber auch nicht auf



Zerényis Vorschlag ein, sich zu diesem zu setzen und eine Strecke mitzufahren. Während man noch unterhandelte, ob die Braunen nicht denn doch vorzuführen wären, — das Anschauen koste nichts, meinte Zerényi — kamen neue Gäste. Schon als der Wagen in den Schloßhof einbog, erkannte die Gräfin Prinz Adolf und winkte ihm mit dem Fächer zu; auch Graf Sarau grüßte lebhaft, ehe der Prinz den Fuß noch zur Erde gesetzt; ihm auch galt hauptsächlich dessen Ansprache, nachdem die ersten Höflichkeitsworte mit der schönen Hausfrau ausgetauscht waren.

„Herr von Hagen," sagte der Prinz, auf seinen Begleiter weisend, „war eben im Begriffe, herüberzufahren, Sie, lieber Graf, aufzusuchen, und da konnte ich der Verlockung nicht widerstehen und fuhr kurzweg mit. Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muß Mohammed zum Berge kommen. Es ist nicht schön, Graf Sarau, daß Sie an Katlantó vorübergingen und mich mit Reisenbruck abfertigten. Freilich, wer hier einmal gefesselt ist, dem wird die Trennung schwer. Aber sehen wollte ich Sie doch, die Gelegenheit bot sich günstig, zumal ich auch ein paar Worte mit Graf Detreffy zu sprechen habe."

„Mein Mann wird untröstlich sein —"

„Wie? Ist er nicht zu Hause?"

„Nur ein klein wenig unpäßlich!"

Die Gräfin sah jedoch, wie unliebsam die Nachricht dem Prinzen kam, und setzte sofort hinzu: sie

zweifle aber nicht, daß ihr Gatte sich glücklich schätzen werde, sich dem Prinzen zur Verfügung zu stellen, und gab dem herbeigeeilten Diener diesbezüglich ihre Befehle, gegen die der Prinz nur formell ein wenig protestirte. Er verhehlte nicht, daß er mit Sicherheit darauf gezählt hatte, die Excellenz zu treffen; in seinem Auftreten war überhaupt, bei allem Bemühen, sich liebenswürdig gegen die Dame des Hauses und freundlich gegen die Herren zu zeigen, eine gewisse Benommenheit zu bemerken. Seine Gedanken, stark mit einem nicht in die Konversation gezogenen Gegenstande beschäftigt, schienen gar nicht in Aggtelep zu sein. Während er die Fragen nach seinem kranken Töchterchen und nach Aranka nur ganz oberflächlich beantwortete und betreffs der letzteren die erfreuliche Versicherung geben zu können glaubte, daß sie sich in Katlantó einzuleben beginne, während er mit Graf Sarau einige allgemeine Redensarten tauschte, sich über Hagen lobend gegen ihn aussprach und Fenkö zu dem Verluste seiner Pferde kondolirte, schließlich auch noch über den an Ratkay verübten Raub sprach, von dem das Gerücht bereits auch nach Katlantó gedrungen, streifte sein Auge immer wieder zerstreut von den beiden vorgeführten Rappen zu seinen eigenen Pferden, die nicht ausgeschirrt werden durften, da er nicht lange bleiben wollte, von den Bäumen zu den Gebäuden, von den Wolken ihm zu Häupten zu dem Kies unter seinen Füßen; seine Bewegungen geschahen

ruckweise, als müsse er sich zusammennehmen, um die aufgerichtete Haltung zu bewahren, und von seiner Stirne wich der Schatten selbst nicht für einen Augenblick.

Hagen hatte sich unterdes dem Grafen genähert. Es gab zwischen ihnen ein herzliches Händeschütteln.

„Wissen Sie, daß ich eigentlich böse auf Sie bin?" sagte der letztere. „Es ist nicht schön, so ganz und gar nichts von sich hören zu lassen, als ob Sie tot und begraben wären. Eigentlich hätten Sie's verdient, daß ich die Grüße unterschlage, die mir Prinzeß Friederike und meine Conny für Sie aufgetragen haben. Weiß Gott, wäre ich ein Mädel, ich würde mich um solch einen ungetreuen Kavalier nicht mehr bekümmern."

„Die Damen sind wirklich zu gütig, sich meiner zu erinnern," entgegnete Hagen steif. Es sollte gleichmütig klingen, die Stimme wollte ihm aber nicht recht gehorchen, und eine starke Blutwelle färbte sein Gesicht. „Ich freue mich, zu hören, daß sie sich wohlbefinden."

„Na, vielleicht hören Sie bald noch mehr. Schwebt allerlei in der Luft — Verlobungen in Sicht —"

Der bedeutungsvolle Blick, welchen Graf Sarau, sein geheimnisvolles Flüstern zu ergänzen, zum Prinzen hinüberschweifen ließ, entging Hagen, da seine Augen fast ganz hinter den niedergedrückten Lidern verschwanden. Alle Farbe war aus seinem Antlitze gewichen.

„Da muß man also — gratuliren!" brachte er, die erlahmte Zunge zwingend, endlich gewaltsam hervor. Der Graf aber hob warnend den Finger.

„Nicht zu voreilig! Noch darf niemand darum wissen. Aber ich würde mich sehr freuen, sehr freuen!“ Und dann plötzlich wieder in seinen gewöhnlichen Ton verfallend, fuhr er, dem jungen Mann gönnerhaft auf die Schulter klopfend, fort: „Aber was man von Ihnen hört, ist ja auch sehr erfreulich. Also ein großes ökonomisches Talent. Wenn ich das hätte ahnen können, würde ich mich doch besonnen haben, Sie hieher zu rekommandiren, mein lieber Hagen. Sobald meine Erbschaftsgeschichte jedoch einmal in den Fluß kommt, werde ich Sie mir von Seiner Hoheit ausbitten. Ich beabsichtige, die Hauptsache in festem Grundbesitz anzulegen. Da brauche ich eine organisatorische Kraft; ich habe in solchen Dingen nie eine glückliche Hand gehabt, kann mich auch nicht um alles selbst bekümmern, da zweifellos politische Pflichten an mich herantreten werden. Da habe ich an Sie gedacht — Sie sind mein Mann.“

„Graf —“

„Nein, nein, Liebster, man ist sich selbst der Nächste. Sie sind mein Mann und —“

„Die Giraffe!“ rief Fenkö plötzlich so laut, daß jedwedes Gespräch dadurch unterbrochen wurde. „Da kommt er auf seiner Giraffe! Ebadta, ich kaufe die Rappen, sonst nimmt er sie mir noch weg!“

Deßkowitsch kam in der That in gestrecktem Galopp heran. Schon von weitem streckte er den Arm in die Luft und schwang ihn wie einen Windmühlenflügel.

Als er herankam, verstand man auch die Worte, welche er ausstieß:

„Wir haben sie! Wir haben sie, die Spitzbuben!"

„Wen und was?"

„Die Pferdediebe, die armen Bursche, die Räuber, die Einbrecher!"

„Hast Du sie gefangen, Vetter Feri?" fragte Fenkö.

„Ich habe sie gesehen. Abgefaßt sind sie, eingesteckt! Habe ich nicht gesagt, das Standrecht müsse man publiziren! Jetzt könnte man sie aufhängen, gleich vom Flecke weg; den Galgen für die Gauner, die meine Pferde gestohlen haben! Und was glauben gnädige Gräfin, wer es ist? Die nämlichen, die in Ridegfalu eingebrochen haben. Niemand anderer als der junge Ratkay Imre; er hat seinen eigenen Onkel beraubt, er und sein Spießgeselle, der Zigeunerschmied! Wie schade, daß die Kugel damals daneben ging und der Schurke am Maibrunnen nicht liegen blieb!"

„Dummer Kerl, dummer Kerl!"

„Wer?" brauste Deßkowitsch, der diesen Ausruf Fenkös auf sich bezog, auf, und indem er sein Pferd einen Schritt gegen diesen herantreten ließ, faßte er steif Positur. „Ich darf mir wohl eine Erklärung ausbitten, wer mit dieser Bezeichnung gemeint ist! Ich weiß genau, was ich spreche, und wer an meinen Worten zweifelt, wird mir Rede stehen."

„Na, also steh' ich nicht, weil ich nicht zweifle. Wenn Du etwa aus besonderer Passion Dich des

Prädikats bedienen willst — wie es gefällig ist — ich habe nichts dagegen, steht jedem frei; aber gemeint habe ich einen andern dummen Kerl — diesen armen Burschen, der solche Thorheiten und Ungeschicklichkeiten gemacht hat und sich hat fangen lassen."

„Es sieht ja fast aus, als bedauerten Sie das letztere, Herr von Fenkö," hielt ihm die Gräfin in moralischer Entrüstung sein übel angebrachtes Mitleid vor. „Ich denke, jene sind mehr zu bedauern, welche geschädigt wurden."

„Bin ich auch darunter," entgegnete er, „aber macht mir nicht so viel wie ihm. Seinen Vater hab' ich gut gekannt, hat manche Tarockpartie an mich verloren. Und den Imre kenn' ich schon als kleines Bürschel. Wenn er schon ein Spitzbube ist geworden, hätte er sollen es gescheiter anstellen. Gibt manche große Spitzbuben und sind große Herren. Kommt nur darauf an, wie man es anfängt." Und kopfschüttelnd brummte er gutmütig neuerdings: „Dummer Kerl, dummer Kerl!"

Deßkowitsch war indes vom Pferde gestiegen und beeilte sich, die allgemeine Neugierde zu befriedigen.

Er berichtete, daß Ratkay sich direkt an die Gendarmerie gewendet, um nicht erst Zeit und Mühe mit Klagen bei Stadt- und Komitatsbehörden zu verlieren, was auch zur Folge gehabt, daß der Name des einen Thäters, welchen Ratkay mit Bestimmtheit angab, nicht bekannt wurde. Zu leicht trug sich hier eine Warnung

weiter, und so konnte man nicht vorsichtig genug sein; man meinte es ja mit einer ganzen Räuberbande zu thun zu haben. So war es denn gelungen, Ratkays Neffen in Lanka zu überrumpeln, wo er sich in seinem Häuschen ganz sicher gefühlt haben mußte. Daß die erste Chloroformeinatmung zu schwach gewesen, um dem Betäubten das Bewußtsein ganz zu rauben und seine Sinne in völlige Unthätigkeit zu versetzen, hatte er gar nicht in Rechnung gezogen; er hatte sich denn auch so sicher gefühlt, daß er gar nicht die Flucht ergriffen, welche möglicherweise erst auf ihn aufmerksam machen konnte, sondern nach Lanka zurückgekehrt war, um dort ganz ruhig seine Reisevorbereitungen zu treffen. Mitten unter diesen hatte man ihn überrascht; er leistete denn auch keinen Widerstand, sondern spielte nur den Unwissenden, und da man zwar eine ansehnliche Summe Bargeld, aber bei weitem nicht so viel, als sein Onkel angab, und keines der von demselben bezeichneten Wertpapiere bei ihm fand, wäre es eigentlich schwer gewesen, einzig und allein auf die Behauptung des Beraubten hin, er habe die Stimme erkannt, gegen den Beschuldigten vorzugehen. Er hätte nichts anderes nötig gehabt, als einfach die That in Abrede zu stellen. Da ward er aber von Besinnung und Mut im Stiche gelassen. Mit seinem Schuldbewußtsein hatte er in einem Moment, wo er sich unbeachtet glaubte, zu flüchten versucht, durchs Fenster der einen Stube, während man die anderen Räume

durchforschte, das Haus verlassen und den nahe liegenden Wald, der sich weit in die Berge hineinzog, fast schon gewonnen, als ihm der Weg plötzlich abgeschnitten wurde. Man hatte ihn absichtlich glauben lassen, daß die Aufmerksamkeit sich von ihm abgewendet habe, um zu sehen, wie er sich benehmen werde, und er war richtig in die Falle gegangen. Und nun, da er sich selbst so bloßgestellt, war ihm auch aller Trotz und alle Kraft abhanden gekommen. Nicht wie ein standhafter und gewaltthätiger Räuberhäuptling benahm er sich, sondern wie ein erbärmlicher, feiger Pferdedieb; sogar seinen Gefährten bei dem Streiche der letzten Nacht verriet er in seiner zitternden Angst, und wie er behauptete, aus Rache, da er von demselben um den größten Teil des Geldes geprellt worden sei. Man hatte sich arg getäuscht, als man einer ganzen Horde auf der Spur zu sein glaubte. Nur zu zweien hatten sie sich durch jene noch immer nicht wiederhergestellte schadhafte Stelle der Remisenwand in den Hof geschlichen, dort die Hunde, welche ihn noch kannten und leicht zu beruhigen waren, vergiftet, um dann mit einem Dietrich das Thürschloß zu öffnen und ins Haus zu bringen, was um so ungefährlicher war, da ein Blick durch das Hoffenster sie zuvor überzeugt hatte, daß Natkay schlief. Niemand weiter, beschwor er, sei bei dem Raube beteiligt gewesen als er und Lanthalbandi.

„Dummer Kerl und — schlechter Kerl!“ ließ sich Fenkö an dieser Stelle der Erzählung vernehmen, und

als die Gräfin ihm wieder tadelnd vorhielt, daß er doch nicht etwa das reumütige Geständnis und die Angabe des Genossen mißbillige, was doch eine ebenso falsche Placirung des Tadels wie zuvor des Mitleids wäre, entgegnete er unumwunden, auch ein Spitzbube müsse Courage und Ehrgefühl im Leibe haben, worauf jedoch niemand in eine Erörterung einging, weil alle auf den Schluß des Berichtes zu sehr gespannt waren. Sogar die Hunde umstanden so aufmerksam schnüffelnd die Gruppe, als ob sie verständen, wie schlimm ihresgleichen da drüben in Ribegfalu mitgespielt worden war.

Nur Deßkowitsch wendete sich gegen seinen solche seltsame Ansichten äußernden Freund.

„Er wird gleich anders pfeifen," sagte er mit überlegener Miene, „wenn er erfährt, was ich weiß: daß die beiden auch unsere Pferde gestohlen." Und nun erwartete er, daß Fenkö wenigstens einen Satz machen werde, so hoch, wie er selbst war.

Der aber blieb ganz ruhig mit den Händen in der Tasche.

„Pfeif' ich gar nicht!" erwiderte er gelassen. „Hab' ich schon lang gewußt."

„Was gewußt?" fuhr Deßkowitsch betroffen auf.

„Und mein Kutscher, der Pista, auch. Schon damals, wie der Imre mit dem famosen Viererzug uns vor der Nase vorbeigefahren ist."

„Und Du hast nichts gesagt?"

„Das war ja der Hauptspaß."

Deßkowitsch war Feuer und Flamme.

„Er hat den Diebstahl unterstützt!" rief er, seine Worte mit wütenden Gesten begleitend. „Sie sind Zeugen, meine Herrschaften, Sie haben es gehört! Er ist der Hehlerei schuldig. Ich belange auch ihn. Vor Gericht muß er! Wäre nur schon das Statarium publizirt!"

„Was — ich ein Hehler?" geriet nun auch Fenkö außer sich. „Ich?! Wer sagt mir das? Dafür muß ich Satisfaktion haben. Eine Ehrenbeleidigung laß ich nicht sitzen auf mir. Ich ein Hehler!"

„Aber Sie können doch nicht leugnen, lieber Herr von Fenkö," suchte der Prinz die hitzigen Gemüter ein wenig zur Ruhe zu bringen, „daß Sie sich da — wenn auch das Wort zu stark war, wie ich gestehen will —"

„Er soll es zurücknehmen!"

„Immerhin einer nicht ganz statthaften Handlungsweise schuldig gemacht. Es scheint dies doch den Scherz etwas weit treiben."

Der ernste Vorwurf des Prinzen hatte nicht verfehlt, das schlummernde Gewissen zu wecken. Wenn Fenkö unwirsch brummte, so war dies mehr ein Versuch, sich desselben zu erwehren, als zu einer Rechtfertigung vor den anderen.

„Was gehen mich seine Pferde an? Wenn ich mit den meinigen irgend jemand davonfahren lasse,

so ist das meine Sache. Ich kann mit ihnen thun, was ich will, sie auch auf diese Art herschenken. Auf fremde Pferde acht zu geben bin ich nicht beeidigt. Soll er selber zuschauen! Mir gleich, wenn er nicht merkt, daß seine Falben gefärbt sind."

„Ah, jetzt versteh' ich!" meinte Zerényi. „Darum also die Rappen! Ich habe vorhin gar nicht gewußt, worauf es mit dem Färben abgesehen war."

Mit ein paar Worten verständigte er die übrigen.

„Ich meinesteils sehe keinen Fuchs für einen Braunen an!" höhnte Fenkö.

„Aber einen Hund für einen Fuchs!" gab Deßkowitsch den Hohn zurück.

„Freund, bin ich gewitzigt, macht mir keiner mehr ein X für ein U. Wir sind quitt, aber das Wort wirst Du zurücknehmen, das gewisse!"

„Mich täuscht man heilig auch nicht mehr, das weiß ich! Ich werde meine Augen offen halten und zunächst — auf meine Herren Freunde."

Beide waren schon bedeutend sanfter geworden, aber noch ziemlich weit von einer Versöhnung. Während ihnen der Prinz und die Gräfin in gütlicher Weise zusprachen, mußte Hagen dem Grafen die Geschichte, auf welche angespielt worden, mitteilen, und dieser fand so viel Gefallen daran, daß das verhaltene Lachen in allen seinen Gliedern zuckte.

„Ich höre da eben, daß Sie beide, meine Herren, enragirte Jäger sind," wendete er sich auf das

verbindlichste an die Hadernden. „Da will ich Ihnen einen Vorschlag machen, feierlichst die Streitaxt zu vergraben, indem Sie zu gemeinsamem Weidwerk ausziehen. Wenn man mir meine Erbschaft nicht noch immer vorenthielte, wäre ich in der angenehmen Lage, Sie zu mir selbst einzuladen, denn auch ich bin einer vom Sankt Hubertusbund, und vor allem wird es mir darauf ankommen, sobald ich im Besitze der mir bis jetzt noch vorenthaltenen Mittel bin, eine tüchtige Jagd zu arrondiren; ich habe dafür schon große Reviere für die niedere Jagd und für Sauen in Böhmen und andere für Hochwild und Gemsen im Salzkammergut ins Auge gefaßt. Aber Wildenstein ist unterdes auch nicht so übel. Von meinem Freunde, Fürst Hassenberg, den Sie ja, glaub' ich, auch kennen, habe ich plein pouvoir, so viel Gäste mitzubringen, als sich anwerben lassen. Die Herren müssen mir versprechen, hinüberzukommen. Wir sind jetzt in der besten Zeit für Auer- und Birkwild."

„Meinetwegen, kann man auch einmal probiren," erklärte Fenkö einfach, während Deßkowitsch seine Zusage mit einigen Erläuterungen über Spiel-, Auer-, Rakelhähne und so weiter mit bestem Jägerlatein verzierte, die ihn als einen auf jedem Felde weidfesten Nimrod dokumentiren sollten.

„Besonders auf das Anspringen kommt es an," machte er sich mit seinem Wissen breit. „Man schnackelt, bis der Hahn ebenfalls zu balzen beginnt, und dann hört und sieht er nichts mehr."

„Ganz richtig, ganz richtig," versicherte Graf Sarau treuherzig, „darauf kommt es an."

„Ich kann leider den Ruf nicht nachahmen, dazu gehört eine Geschicklichkeit, wie sie dieser Halunke, dieser verdorbene Komödiant, dieser Ratkay Imre hat."

„Ja," bestätigte Fenkö aus Erfahrung, „der verfluchte Kerl macht alle Stimmen nach wie ein Spottvogel."

„Und so gut, daß sein Onkel behauptet, er habe zuerst gemeint, ich oder Fenkö seien darauf aus, ihm einen Streich zu spielen. Ich bitte Sie — ich!"

„Sehr gut!" lachte Fenkö schon wieder vergnügt.

Die Gräfin befragte Deßkowitsch, der so wieder auf die eigentliche Hauptangelegenheit zurückgekommen, wie es denn mit dem Raube stehe, ob Herr von Ratkay schließlich doch wieder zu seinem Gelde gekommen.

„Das ist es ja eben. Die Kerle haben es versteckt," berichtete der Erzähler. Als man auf Imres Angabe Lanthalbandi verhaftet, habe dieser frischweg geleugnet. Er behauptet, er wisse von gar nichts und sei schon über Jahr und Tag nicht in Ridegfalu gewesen. Die Affaire mit den Pferden gebe er zu, jedoch sei er von dem andern dazu verlockt worden, und ein Meinungsunterschied — weil er die ganze Sache, wie sie ihm vorgestellt worden, nur als Scherz betrachtete und die Pferde zurückgeben, Ratkay Imre sie aber verkaufen wollte — habe zu einem Streite geführt, dessen Folge nun seine Namhaftmachung als Spießgeselle sei. Eine Bosheit, mit welcher der

Angeber ihn treffen wolle, weiter nichts. Man hat die ganze Ziganie im Teufelsgraben durchsucht, aber thatsächlich nichts gefunden, und zu befürchten stehe, daß auch bei einer genaueren weiteren Durchforschung, die man sich nicht verdrießen lassen wolle, nichts gefunden werde. Das Zigeunerpack sei zu schlau, und nicht einmal eine Vorkehrung gegen den Verkauf der Papiere zu treffen, weil alle Aufzeichnungen der Nummern und Serien pfiffigerweise von den Räubern vernichtet wurden. Der alte Ratkay sei dem Wahnsinn nahe; die Spitzbuben aber könnten ruhig den Ablauf ihrer Strafzeit abwarten und sich dann behaglich ihres verborgenen Raubes freuen.

„Das ist die Folge, daß man mit der Verkündigung des Standrechtes gezaudert," schloß er. „Jetzt könnte man das Gelichter hängen oder ihm unter dem Galgen wenigstens das Geständnis erpressen, wo das Geld versteckt ist. Verhöre kann man halten, so viele man will; ich glaube nicht, daß man etwas herausbringt."

Während Deßkowitsch noch sprach, war der Kammerdiener mit der Meldung, daß der Graf sich freuen würde, Seine Hoheit zu sehen, an den Prinzen herangetreten. Dieser, schon zuvor durch die Erwähnung von Wildenstein durch den Grafen unangenehm berührt und in den ihn vor allem beschäftigenden Gedankenkreis zurückgeführt, war froh, sich diesen ihn eigentlich nicht näher berührenden Erörterungen von Lokalangelegenheiten entziehen zu können, und beurlaubte sich von der Gräfin und der kleinen Gesellschaft.

„Lassen Sie sich nur von allen Einzelheiten genau unterrichten,“ trug er Hagen noch im letzten Augenblicke auf; „die Nachrichten werden Fräulein Aranka interessiren.“

„Vielleicht mehr ...“ entgegnete Hagen, „als Hoheit glauben,“ wollte er sagen, doch hielt er die Worte zurück und beschränkte sich auf eine die genaue Befolgung des Befehls zusichernde Verbeugung.

Graf Detreffy empfing den Prinzen in seinem Arbeitszimmer; er entschuldigte sich, daß er nicht entgegengekommen war und seiner bequemen Kleidung wegen. Man hörte es seiner Stimme an, daß er schwer sprach, der Prinz fiel ihm denn auch sogleich ins Wort und bat seinerseits um Verzeihung, daß er die so nötige Ruhe des Patienten störe; er hätte nicht gewußt, daß das Unwohlsein ihn gar ans Zimmer fessle, hoffe aber, daß es nichts Ernstliches zu bedeuten habe und bald vorüber sein werde. Er zog auch einige Erkundigungen über den Stand und die Ursachen des Katarrhs ein, schlug mit Rücksicht auf denselben die ihm angebotene Cigarre aus, nötigte den Grafen, in seinem bequemen Lehnstuhle sitzen zu bleiben, und gab sich erst zufrieden, als ihm die Versicherung wurde, daß der Kranke gar nicht zu Bette gewesen und also dasselbe auch gewiß nicht seinethalben verlassen habe.

„Ich hätte mir sonst Vorwürfe gemacht, hier eingedrungen zu sein,“ beteuerte er, „obwohl ich aufrichtig gestehe, daß es mir unlieb gewesen wäre,

Aggtelep wieder zu verlassen, ohne Sie gesehen zu haben, liebe Excellenz."

„Die Teilnahme, Hoheit, ist äußerst schmeichelhaft —"

„Nein, nein," unterbrach Prinz Adolf den Grafen, „machen wir keine Komplimente! Ich würde Sie auch hintergehen, wenn ich Sie bei dem Glauben an dies Motiv meines Besuches ließe. Ich hatte ja von Ihrer Unpäßlichkeit keine Ahnung; hätte ich darum gewußt, würde ich der Rücksicht allerdings mein Privatinteresse untergeordnet haben."

„Kann ich in irgend einer Weise dienen?"

„Ja!" sagte der Prinz offen.

„Befehlen Hoheit über mich."

„Ach, nicht so! Ich komme als Nachbar zum Nachbar."

„Auch als solcher bin ich gern bereit."

Der Prinz drückte dem Grafen warm die Hand. Er war unsicher, in seinem Wesen gab sich ungewöhnliche Befangenheit kund.

„Ich weiß nicht recht, wie ich beginnen soll," sagte er zögernd. „Ich hatte mir das ganz anders gedacht, ich meinte ein Stündchen mit Ihnen zu verbringen; im harmlosen Geplauder fällt leicht ein Wort en passant, man holt eine Ansicht ein. Ganz ein anderes ist es, wo ich Sie direkt um Rat fragen soll — in einer Angelegenheit, die ich nicht mit allen Details auseinandersetzen kann und in der Sie sich doch

orientiren müssen, wenn Sie mir Ihre Meinung sagen sollen."

„Das ist allerdings die natürliche Voraussetzung. Eine Angelegenheit, die Sie allein betrifft, Prinz?"

„Ja und nein. Es sind auch andere dabei beteiligt."

„Und Sie haben auf dieselben Rücksicht zu nehmen?"

„Ich glaube es nicht zu müssen," erwiderte der Prinz nach einer kleinen Pause widerstrebend. „Um es kurz zu machen, man legt mir eine Wiederverheiratung nahe."

Es schien, als fühle sich der Prinz nach dieser Eröffnung namhaft erleichtert. Das Geheimnis, welches er nun schon so lange mit sich herumtrug und in sich verarbeitete, mußte ihn schwer bedrückt haben, daß er dem Drange der Mitteilung nicht widerstehen konnte. Der Graf nahm sie ohne Ueberraschung auf.

„Und Sie sind dagegen?" fragte er ruhig.

„Im Prinzipe nicht. Ich habe sogar selbst schon daran gedacht."

„So besteht ja gar kein Zweifel," meinte der Graf mit feinem Lächeln.

„Denn doch!"

„Dann betrifft er die Individualität."

„Man schildert mir die in Aussicht genommene Braut in den glänzendsten Farben, und ich habe keinen Grund, eine absichtliche Täuschung vorauszusetzen, die ja sofort aufgedeckt würde. Nein, ich

glaube alles Wort für Wort, und von dieser Seite ist nicht das geringste einzuwenden. Allein man will mich nötigen, indem man mir diese Verbindung gewissermaßen als ein sine qua non für die Nachfolge in der Regierung des Herzogtums hinstellt. Es sind allerdings ältere Ansprüche da, die jedoch angefochten werden können, aber man darf keinen Zwang ausüben, man ist nicht berechtigt, mir Bedingungen zu stellen — "

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Prinz, und gestatten Sie die Frage, nicht ob man berechtigt ist, Bedingungen zu stellen, sondern ob man die Macht hat."

„Die Macht — die Macht?" Der Prinz sah finster vor sich hin. „Es ist wohl möglich, daß man die Drohung durchzuführen versucht."

„Und würden Sie, gesetzt den Fall, es gelänge, gleichgiltig darüber hinweggehen?"

„O, gleichgiltig, das ist nicht wohl möglich! Aber nicht meinetwegen, sondern in Rücksicht auf das Land."

Der Prinz redete sich in Eifer, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, setzte er dem Zuhörer die Verhältnisse des Herzogtums, die politische Lage und die Familienbeziehungen auseinander, bis der Graf einen genügenden Einblick erlangt hatte.

Sein schönes Greisenhaupt nickte langsam zum Zeichen des Verständnisses.

„Man kann im Leben nicht immer nach unbeschränktem Belieben handeln," sagte er. „Ich begreife,

daß sich der stolze Mannessinn dagegen empört, sich die Bahn vorschreiben zu lassen, aber — am Ende kommt es ja nur darauf an, dem Zwange die Form einer freien Selbstbestimmung zu geben, indem man ihm zuvorkommt."

„Sie sprechen so, weil Sie nur die eine Seite kennen." Unruhig fuhr sich der Prinz mit der Hand über die Stirnfalten; er blickte finster vor sich zu Boden, seine Zähne faßten den Schnurrbart — alles deutete den Kampf an, den er mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Zurückhaltung zu bestehen hatte. Endlich sprach er sich entschlossen aus: „Die Sache ist die, wie ich schon gesagt, daß ich selbst eine neue Verbindung ins Auge gefaßt."

„Vielleicht läßt sich die Herzogin bewegen, ihren Lieblingsplan fallen zu lassen und ihre Zustimmung zu geben."

„Zu einer nicht standesgemäßen Ehe — nie!"

Der Graf gab zum erstenmal ein Zeichen der Ueberraschung und ließ das klare Auge lang auf seinem Gegenüber ruhen.

„Das stellt die Frage allerdings anders. Dann ist es wohl an Ihnen, Prinz, Ihren Plan fallen zu lassen."

„Wie," rief Prinz Adolf aufspringend, „das raten Sie mir, Sie, der Sie selbst in der glücklichsten Ehe leben, beneidet von allen, die Sie kennen, obwohl auch Sie die Standesrücksichten beiseite setzten und im

Vollgefühle Ihres Menschentums ein einfaches adeliges Fräulein zur Frau nahmen und zur würdigen Trägerin Ihrer Grafenkrone machten?"

„Die Fälle liegen verschieden."

„Wollen Sie sagen, Graf Detreffy dürfe thun, was ein Prinz Trietheim nicht thun darf?"

Der Graf blieb sitzen, aber er richtete sich in seinem Lehnstuhle mit dem vollen Magnatenstolze auf.

„Was ein Graf Detreffy thut," entgegnete er mit verletzter Würde, „das kann ungescheut jedermann nachahmen, ohne Gefahr zu laufen, sich etwas zu vergeben."

Der Prinz fühlte sich von diesem Ausspruche ebenfalls nicht angenehm berührt, doch sah er seinen Mißgriff ein, durch welchen derselbe hervorgerufen war, und suchte einzulenken.

„Das will ich ja auch! Der beste Beweis, daß ich der gleichen Meinung bin. Ich glaube, auch meine Wahl ist eine so glückliche wie die Ihrige, Graf, und die Dame, die ich liebe, darf sicherlich den Vergleich mit der von meiner Tante auserkorenen Braut bestehen. Sie kennen ja beide und werden selbst urteilen —"

Der Graf erhob mit bezeichnender Bewegung die Hand.

„Die Persönlichkeiten thun hier nichts zur Sache," wehrte er das zu weit gehende Vertrauen mit der Diskretion des echten Gentleman ab.

„Nun wohl, aber Sie werden mir glauben, Graf,

wenn ich Ihnen versichere, daß die bewußte Dame unbestreitbar des Platzes an meiner Seite würdig ist, auch wenn ich auf einem Throne sitze. Und es ist mir nur ein Schmerz, daß ich ihr denselben nicht ungeschmälert, wie sie es verdient, bieten darf. Der Beispiele aber, daß ein regierender Fürst sich eine Gemahlin an die linke Hand trauen läßt, gibt es genug, und ich sehe nicht ein, warum gerade bei mir dies ein Hindernis für die Erbfolge sein soll."

„Weil man es zu einem solchen macht!" fiel der Graf dem Prinzen gelassen in das erregte Wort. „Gestatten mir Hoheit eine offene Frage: Ist das Gefühl so stark, die Zuversicht auf das in dieser Verbindung beruhende Glück so groß, daß Sie bereit wären, alles andere auf Erden dafür hinzugeben?"

„Aber warum es hingeben? Ich sehe nicht ein, warum das notwendig sein sollte. Es muß sich ein Weg finden lassen! Sie sollen mir darin mit Ihrer Erfahrung helfen."

Der Graf nickte bei den sich überstürzenden Ausrufen nur abermals, doch es glitt dabei das feine, kaum erkennbare Lächeln des scharfblickenden Weisen um seine Lippen.

„Es thut mir leid," sagte er dann. „Sie erwarteten eine Zustimmung zu einem bereits gefaßten Entschluß, eine Bestärkung. Die finden Sie bei mir nicht."

„Aber, mein Gott, warum nicht?"

„Fasse ich die Sache recht auf, so sind Eure Hoheit überzeugt, daß die Ausführung jener Drohung ein Unglück über das Land brächte. Ich glaube hier ganz von der Politik absehen zu dürfen, sowie auch von jedem persönlichen Ehrgeize, der, wenn auch ganz natürlich, doch für mich nicht in Betracht kommt — und ist diese Ueberzeugung festgewurzelt, dann erwächst für denjenigen, der sie hegt, eine Pflicht, für die man selbst die schwersten Opfer zu bringen schuldig ist. Läßt nicht Ihr großer Dichter Tasso sagen:

‚Es ist kein schönerer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert.'

„Sie gehören nicht mehr sich allein, Sie haben auch nicht mehr das Recht des Verzichts. Sie sind nur der Träger einer Idee, bestimmt, Ihre Mission zu erfüllen, der Glückbringer für Ihr Volk. Das ist die Bestimmung der Fürsten, die schönste, die es gibt."

„Und das eigene Glück?"

„Muß jeder in dieser Bestimmung finden, der sie mit ernstem Wollen ergebungsvoll auf sich nimmt."

Der Prinz aber fühlte sich von dieser mit tiefer Feierlichkeit gegebenen Antwort nicht befriedigt. Sein Dank, sein Händedruck waren kühl, und fast unwirsch ging er von dannen.



Siebentes Kapitel.

Der Wagen, welcher Doktor Heidmann nach Katlantó geholt, hielt vor dem Portal des Schlosses auf ein Zeichen, das Baron Reisenbruck dem Kutscher gab. Der Kammerherr, welcher das Gefährt über die Brücke rollen sah, hatte seinen Spaziergang im Garten unterbrochen und eilte, den Rest seiner Cigarre fortwerfend, lebhaft herbei.

„Sie finden niemand zu Hause, Doktor, auch Herr von Hagen ist mit dem Prinzen fortgefahren, ich darf mir also schon erlauben, ein wenig die Honneurs hier zu machen und Sie im Namen Seiner Hoheit zu begrüßen," sagte er zuvorkommend, indem er zwei Finger dem Doktor entgegenstreckte.

„Wie, niemand zu Hause? Man hat mich doch eigens gerufen," brummte dieser überrascht.

„Ach ja, Ihre Patientin treffen Sie allerdings, aber der Zustand ist schon wieder beruhigend. Der Prinz hätte ja sonst nicht das Haus verlassen, wenn noch Grund zu Besorgnissen gewesen wäre. Man

hatte den Wagen eben im ersten Schreck nach Ihnen geschickt. Ein plötzlicher Krampfhustenanfall, der aber bald vorüberging."

„Ich hatte es wohl gedacht. Man gönnt der Krankheit nie Zeit. Dieser übereilte Versuch gestern!" Während er seinem Unmut noch freien Lauf ließ, stieg er langsam aus dem Wagen. „Wenn es übrigens weiter nichts war, brauchte man mich auch nicht zu alarmiren. Ich habe gerade jetzt einen schwierigen Fall, von dem ich nicht leicht abkommen kann, das war auch die Ursache, weshalb ich nicht früher erschien."

Baron Reisenbruck betrachtete den ungeleckten Bären mit eigentümlichen Blicken. Wie wenig Eignung besaß derselbe doch zu einem fürstlichen Leibarzt. Solchen Ungetümen begegnete man nur noch in dieser kulturfernen Wüste, in der man sich so gründlich langweilte und nichts zur Verwirklichung seines pessimistischen Systems thun konnte. Da war wenig Aussicht zu einem klug benützten Plauderstündchen, mit dem man die Zeit vertreiben und zugleich in diplomatischer Weise Einblick in Verhältnisse gewinnen konnte, zu denen sich bei der Verschlossenheit dieses immer beschäftigten Herrn von Hagen und der unglaublichen „Uneingeweihtheit" der Valetaille selbst, die allen Versuchen, sie auszuholen, nur ein stummes Achselzucken entgegensetzte, kein passender Schlüssel finden lassen wollte.

„Aber am Ende," führte er dem Doktor zu Gemüte, „da es sich hier um die Prinzessin handelte —"

„Ach was!“ unterbrach ihn Heidmann, auf den die Betonung des Ranges seiner Patientin gar keinen Eindruck machte. „Kranker ist Kranker, und wer schlimmer daran ist, hat den Vorzug. Lebensgefährlich war es hier nicht. Ich hatte für alle Fälle Instruktionen zurückgelassen.“

„Und die sind auch auf das genaueste befolgt worden, wie ich wohl versichern kann. Ich habe vorher die Bonne gesprochen, die mit der jüngeren Prinzessin ein wenig promenirte. Sowohl die Kinderfrau als auch die Aya sind nicht von dem Krankenlager gewichen. Namentlich die letztere hat sich förmlich erschöpft in hingebungsvoller Pflege. Seine Hoheit ist voll Bewunderung — eine Bewunderung, die ich, in Anbetracht der Schönheit und Distinktion der jungen Dame, zu teilen sehr geneigt bin, obwohl ich sie nur einen Moment und in einiger Entfernung gesehen. Sagen Sie mir, ganz unter uns, verehrtester Herr Doktor, was stellt dies Fräulein von Zerényi hier eigentlich vor?“

Es war ein vertrauliches Augenzwinkern, ein feines, ganz flüchtiges Lächeln, das diese scheinbar völlig harmlos gestellte Frage begleitete und sie beide in einen gewissen Rapport mit einander setzen sollte, hier aber sehr übel angebracht war, denn es hatte bei Heidmann nur ein finsteres Stirnrunzeln zur Folge.

„Was weiß ich, was sie vorstellt!“ entgegnete derselbe barsch. „So viel ich gehört habe, ist sie hier als Aya engagirt.“

„Nun ja, ja, das versteht sich,“ meinte der Kammerherr, der sich durch die fühlbare Abweisung nicht abschrecken ließ, „die Stellung muß einen Titel haben. C'est pour les dehors.“

Heidmann verstand nicht französisch, die Andeutung ging also bei ihm verloren, die vorangegangene Bemerkung faßte er in anderem Sinn auf.

„Also sagen wir meinetwegen ‚Gouvernante‘; die Sache läuft auf eins hinaus.“

Baron Reisenbruck lachte leise, er hatte sich von der tiefen Niedergeschlagenheit, in welche ihn der Ausgang der Audienz versetzt, bereits erholt. Daß ihm die Entscheidung, die der Prinz verheißen, noch immer nicht zugekommen war und seine Abreise so hinausgeschoben blieb, hatte seinen feinen Spürsinn alsbald von den schlimmsten Befürchtungen zurückgebracht; wo man zauderte, war nicht alles verloren, die Entschlüsse mußten denn doch nicht so fest stehen, daß sie nicht noch eine Aenderung erfahren könnten, und je länger man zuwartete — so wenig unterhaltend der Aufenthalt in diesem halbasiatischen Winkel auch war — desto sicherer konnte man darauf zählen, noch mit Sang und Klang aus demselben abzuziehen. In dieser schlimmsten aller Welten gab es ja keinen unerschütterlichen und von den Umständen nicht bestimmbaren Willen, selbst nicht den zur Verneinung, ja am wenigsten den. Ruhig warten und den Kausalnexus für sich arbeiten lassen, das war

das beste. Er hatte seinen heitern Pessimismus wieder gefunden.

„Meinen Sie, es komme auf eins heraus?" glossirte er ironisch. „Gouvernante: die Regierende; Aya: die Führerin, die Hofmeisterin — die Meisterin des Hofes. Meinen Sie in dieser Bedeutung? Ei, ei, Herr Doktor, Sie sind ein ganz schlimmer Vocativus, um so gefährlicher, weil man es Ihnen gar nicht zutraut."

„Ich muß Sie bitten, mein Herr, hinter meinen Worten keine Anspielungen irgend welcher Art suchen zu wollen. Ich bin gewohnt, schlicht und gerade heraus zu sprechen, und finde es wirklich nicht der Mühe wert, mich mit allerlei feinen, geistvollen und zierlichen Umschreibungen und Ausdeutungen abzumühen. Ich überlasse das Leuten, die nichts anderes zu thun haben. Ich weiß mir eine nützlichere Kopfarbeit, und zum Witzeln erscheint mir das Leben zu ernst."

„Und Sie wollen kein Pessimist sein! Und Sie verdammen Schopenhauer!" rief Baron Reisenbruck, der auf einem viel zu erhabenen Postament stand, um auf den „groben Klotz", der ihn nicht beleidigen konnte und den er noch für seine Zwecke auszuhorchen wünschte, nicht überlegen herabzulächeln. „Während Ihnen das Leben zu ernst und auch nicht einmal der Mühe wert ist, um den Versuch zu machen, es ein wenig zu erheitern, geben Sie sich den Anschein, die großartigen Lehren des gewaltigen Denkers zu bekämpfen. Sie

werden von denselben wider Willen beeinflußt und zur Wahrheit bekehrt; das ist ihre Allmacht!"

„Ich gebe mir nicht den ‚Anschein', und auch im übrigen haben Sie meinen Worten einen andern Sinn unterlegt. Ich konstatire da einen oft vorkommenden pathologischen Fall von — sagen wir Ohrenleiden. Infolge der fortwährenden Bemühung, anders als naturgemäß zu hören, geht zuletzt die Fähigkeit, richtig zu hören, ganz verloren. Es findet auch ein analoges — Zungenleiden statt, das, gleich dem andern, namentlich an gewissen Zentren — was mehr auf die Lokalisations- als auf die Bacillenlehre hinweist — zum Beispiel an Höfen, epidemisch grassiren soll."

„Sehr gut, Doktor, sehr gut! Ich teile darin ganz Ihre Anschauungen. Das Leben an den Höfen ist pervers. Epidemiezentren, Bacillenherde, ganz ausgezeichnet! Nichts ist geeigneter, rasch zur Verachtung des Daseins zu führen und eine unendliche Sehnsucht nach dem seligen Nirwana zu erzeugen. Ich versichere Sie, das Eintauchen in dieses Medium ist das sicherste Mittel zur Erkenntnis der Nichtigkeit alles Entstandenen. Sie würden ganz meiner Meinung sein, wenn Sie es einmal versuchten, aber ich will nicht in den Verdacht der Proselytenmacherei verfallen — chacun à sa façon — und über das Abstrakte nicht das Konkrete vergessen. Sie sind ein Freund der unumwundenen Sprache, ich auch — ich auch, also gerade heraus: sagen Sie mir, um noch einmal auf den Kernpunkt

unserer Unterredung zurückzukommen, wer ist diese Aya? Sie sind hier in der Gegend bekannt, Ihr scharfer Blick durchdringt alle die Verhältnisse, zudem als Hausarzt hier bleibt Ihnen wohl kaum etwas verborgen. Sie weisen auf die offizielle Stellung der Dame hin, aber sie ist zu ungewöhnlich, zu bedeutend, um weiter nichts zu sein als die Hofmeisterin der fürstlichen Kinder. Auch ich habe meine Beobachtungen gemacht, und ihr Einfluß scheint mir viel weiter zu reichen, und auf gewisse Entscheidungen von weittragender, ja, ich kann wohl sagen, politischer Bedeutung bestimmend einzuwirken, wie ich aus einem gewissen Widerstande des Prinzen gegenüber ganz annehmbaren und durchaus wohlwollenden Insinuationen schließen zu müssen glaube."

„Da würde ich Ihnen raten, den Prinzen selbst darum zu fragen," entgegnete Heidmann, dessen Augen finster geworden waren, in trockenem Ton, der aber die scharfe Gereiztheit nicht ganz zu verbergen vermochte.

„Nun, das geht wohl nicht recht an," meinte Baron Reisenbruck lächelnd, „Sie scherzen!"

„Oder diejenige selbst, mit der Sie sich so viel beschäftigen. Ich zweifle nicht, daß sie Ihnen ungesäumt die entsprechende Antwort zukommen lassen wird, denn wie ich sie kenne, dürfte sie eine so rege Teilnahme an ihrer Person jedenfalls zu würdigen wissen. Was auch ihre sonstigen Eigenschaften sein

mögen, die Sie, Herr Baron, so hoch anzuschlagen so gütig sind, ich kenne eine an ihr, die mir unter allen noch am besten gefällt, und das ist ihr Stolz; der wird ihr nie gestatten, eine Unklarheit länger bestehen zu lassen, als bis man sie auf den verletzenden Zweifel aufmerksam gemacht hat."

„O, ich merke es!" rief der Baron ergötzt. „Sie selbst sind bezaubert. Wie kämen Sie sonst dazu, so eifrig Partei zu nehmen? Ich fürchte nur, Sie holen die Kastanien für einen andern aus dem Feuer. Ei, ei, also auch Sie ein Verehrer!"

„Nein, nur ihr Bruder."

„Ah, ah, ah! — Charmant!"

Der Kammerherr war ganz bestürzt, er verlor alle Fassung und zog wie eine Marionette den Hut. Was waren das für gefährliche „Attrapes" in diesem unheimlichen Märchenschloß!

„Ich empfehle mich Ihnen!" sagte Heidmann. „Sollten doch einmal mit einem erfahrenen Spezialisten sprechen — Ohrenleiden nehmen, vernachlässigt, leicht überhand. Sie verzeihen, ich habe wichtigere Patienten."

Er grüßte kurz und ging, dem Kammerdiener folgend, der schon am Treppenfuße harrte, ihn sofort nach beendigtem Gespräche zu dem Gemach der Prinzessinnen zu geleiten. Seine Miene wurde dabei noch düsterer, denn der Humor, mit dem er die spionirende Neugier abgefertigt, kam nicht vom Herzen, im Gegenteile waren durch diese Unterredung die bitteren Gefühle,

welche sich bereits in demselben regten, nur vollends in Aufruhr gebracht worden. Es verlangte ihn, mit seiner Schwester zu sprechen. Bisher hatte er sie seit ihrer Anwesenheit in Katlantó nicht zu Gesicht bekommen. Nun erschien ihm dies nicht mehr als Zufall, dem er vielleicht selbst zu danken geneigt war, sondern als ein absichtliches Ausweichen, das einem unbehaglichen Redestehenmüssen vorbeugen sollte.

Doktor Heidmann betrat das Krankenzimmer, entschlossen, diesmal eine Begegnung herbeizuführen. Doch hatte er nicht nötig, dieselbe erst zu suchen; er fand Aranka am Bettchen der Patientin.

Für den gewissenhaften Arzt kam zuerst diese an die Reihe, und erst als seine Aufgabe bei derselben erfüllt war, bat er seine Schwester, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. In der Meinung, es handle sich noch um einige besondere Weisungen, welche die Kleine nicht hören sollte, führte sie ihn geradewegs in ihr eigenes Gemach. Die ersten Worte galten auch wirklich der Kranken.

„Meine gestrigen Anordnungen sind genau befolgt worden, und es ist gut so," sagte er; „wäre das früher schon geschehen, man hätte dem armen Kind diesen Rückfall erspart. Führe Dir das zu Gemüte, falls Du" — und hier machte er eine Pause und sah sie scharf an — „falls Du gesonnen bist, der übernommenen Pflicht auch in Zukunft gerecht zu werden."

„Und warum sollt' ich das nicht?" fragte sie, von dem Zweifel gereizt.

„Weil Du noch in keiner Stellung, so günstig sie auch schien, lange ausgedauert. Es waren Dir immer nur Stationen auf Deinem vermeintlichen Wege zum Glück."

Wie gelangweilt von diesem beginnenden Gespräch, ließ sie sich in einen Fauteuil nieder und blätterte in einem aufgenommenen Buch.

„Wenn Du meinst, Dein Spott träfe mich, bist Du im Irrtum. Von Dir hätte ich am wenigsten erwartet, Vorwürfe zu hören, wie etwa von Papa, daß ich die ‚gute Partie' nicht festhielt. Gerade Du, meinte ich, könntest beiläufig die Gründe würdigen, die mich dazu veranlaßten. Uebrigens, was habe ich so Tadelnswertes gethan, wenn ich das Ungenügende gegen mir besser Erscheinendes vertauschte?"

„Welche Rolle wird Dir denn genügen?"

„Ich spiele keine," versetzte sie unmutig.

„Und jetzt, auch jetzt nicht? Willst Du mir sagen, daß Du die Erzieherin hier nicht bloß spielst? War es die Liebe des Prinzen zu seinen Kindern, die Dich hieher geholt? Du bist nicht so dünkelhaft, zu glauben, es gäbe nicht Hunderte, ebenso tüchtig, ja berufener wie Du, diesen Platz auszufüllen, und Deine Kenntnisse, Deine Erfahrungen, Dein Geschick und Dein Gemüt, auf die es doch vor allem ankommt, befähigten Dich mehr als jede andere zu diesem Amt. Und

thätest Du's, nie würdest Du mir glauben machen, es sei dasselbe nach Deinem Sinne wirklich etwas Besseres, und Du könntest jemals Deine Befriedigung darin finden. Nein, nicht die Liebe zu seinen Kindern, die Liebe zu Dir war es, welche ihn Dir dieses Amt anbieten ließ. Eine Rolle ist es, weiter nichts. Was bist Du eigentlich hier? — Die Maitresse."

Stolz fuhr Aranka auf. Das Buch fiel auf den Tisch zurück. Hart kannte sie den Bruder, dieses rauhe Wort aber, nach einer nachdrucksvollen Pause mit der rücksichtslosesten Schärfe ausgesprochen, traf sie wie ein Backenstreich.

„Ich bin es nicht!" sagte sie zornsprühend.

Heidmann prüfte sie lange mit dem zergliedernden Blicke des Anatomen. Sein Auge hellte sich ein wenig auf, und seine Stimme klang nicht mehr so zermalmend.

„Noch nicht, ich glaube Dir, aber Du wirst es werden! Man hält Dich heute schon dafür."

Ihre Handbewegung sprach tiefe Verachtung aus.

„Kann ich die Leute hindern, allerlei boshafte Behauptungen aufzustellen?" sagte sie. „Darauf mußte ich gefaßt sein, als ich hieher ging. Ich werde den Neid ertragen, und die Bosheit wird vor den Thatsachen verstummen."

„Du meinst, wenn eine Frau ins Haus kommt, neben der Deine Stellung klar ist, die sie Dir anweist?"

„Neben der, die sie mir anweist? Nein," entgegnete sie mit siegesgewissem Lächeln, „auf ein solches

Verhältnis rechne ich nicht, das könnte ich mir überhaupt nicht denken."

„Und Deine Herrin, glaubst Du, würde sich in ein anderes finden?"

„Warum soll ich denn eine Herrin erhalten?"

„Weil der Prinz heiraten wird."

Noch immer schwebte das Lächeln um Arankas Lippen, aber das Auge leuchtete nicht mehr so spielend überlegen.

„Wer sagt Dir das?"

„Wenn es Dir darauf ankommt — diese philosophische Gliederpuppe, Baron Reisenbruck, glaube ich, heißt der Geselle, der alle Welt für so dumm hält, seine Gedanken nicht erraten zu können. Indem er mich ausforschen wollte, gab er mir seine Geheimnisse preis. Die Andeutung war leicht zu verstehen. Es handelt sich um ein Heiratsprojekt, das Deine Anwesenheit hier verzögert."

„Unmöglich!"

Das Lächeln war hinweggewischt, nur den geringschätzigen Ton suchte Aranka noch festzuhalten. Aber schon war der Moment vorüber, ihn mit dem triumphirenden Worte, das sie eben noch auszusprechen sich versucht gefühlt, zum Schweigen und Staunen zu bringen. Ein eisiger Schauder überlief sie und im nächsten Moment strömte ihr alles Blut gegen den Kopf. Sie wiederholte das Wort, diesmal aber klang es wie eine wilde Drohung: „Unmöglich!"

„Meinst Du! Du träumst Dich wohl selbst an diese glänzende Stellung?"

„Und gäbe es dafür keine Beispiele?"

„Immerhin nicht so viele als für das Gegenteil. Für Fünfzig, die ein so verführerisch glänzendes Ziel erreicht, gibt es Tausende, die sich selbst darob verloren. Thörin, die Du bist, Du spielst hohes Spiel!"

„Ich werde es gewinnen, denn es gilt mein Glück."

„Oder Deine Ehre!"

„Und wenn es wäre!" brauste sie leidenschaftlich auf. „Wen kümmert es, als mich allein, welchen Weg ich gehe, um mein Ziel zu erreichen, welches Ziel ich mir überhaupt stecke? Ist eure Philistermoral denn mehr als ein Gängelband für schwachsinnige und kraftlose Kinder, eine Krücke für die Zaghaften und Lahmen? Ihr aber möchtet diesen Notbehelf am liebsten als geheiligten Lebenszweck hinstellen, und weil ihr selber fühlt, daß in diesem Uhrwerke die Sprungfeder mangelt, so pflanzt ihr in den Wolken einen fabelhaften Christbaum auf, der mit seinen Sternenlichtern, seinen Paradiesesfrüchten und im Märchenglanz schillernden Himmelswonnen das kindliche Verlangen erregen und den sonst fehlenden Antrieb ersetzen soll. Wer aber an euer reizendes Nebelbild nicht glaubt und, statt auf die vergoldeten tauben Nüsse zu hoffen und zu harren, unbedenklich schon unterwegs die reifen Früchte vom Baum des Lebens pflückt, die er mit der Hand erlangen kann,

den schreckt ihr mit euren grotesken Warnungstafeln: Sünde, Schande, Unehre, Immoralität, und wie die Aufschriften alle heißen, mit denen ihr nur jenen Strafe auferlegt, die sich ihr betäubt oder feige beugen. Wer stark ist, lacht darüber und thut es nicht, und nun verwandelt sich das Schauspiel und die Welt beugt sich vor ihm, wie man es erlebte zu Zeiten einer Maintenon und Pompadour, eines Potemkin und eines Essex."

Mehrmals, während sie sprach, hatte Heidmann unmutig den Kopf gerückt.

„Ich habe also gelogen," bemerkte er jetzt, als sie höhnend innehielt, „wenn ich soeben noch meinte, dafür einstehen zu dürfen, Du habest zu viel Stolz in Dir, um eine Unklarheit weiter bestehen zu lassen, auf die man Dich aufmerksam gemacht."

„Wem wäre ich denn Klarheit schuldig — etwa Dir oder dem Vater?"

„Dir selbst, Unglückselige! Begreifst Du das denn nicht? Ich habe geglaubt, daß es der Stolz ist, der Dich führt und treibt, wenn auch der Stolz eines Lucifer; aber es war ein Irrtum. In Dir regt sich nichts als die heiße Begehrlichkeit, der wilde Durst nach dem, was Du für Glück hältst, die nackte Selbstsucht, der das Tier folgt und der ja noch tiefer steht: der vertierte Mensch. Stolz gründet sich immer auf einen Besitz, sei er eingebildet oder wirklich, auf eine wertvolle Gabe des Schicksals, die uns in den eigenen Augen einen Vorzug verleiht; Du aber verschleuderst

ihn achtlos — nein, schlimmer noch, Du verkaufst ihn, den einzigen, der Dich empor halten könnte — die Tugend."

In wegwerfendem Spott zuckte Aranka die Achseln. „Mit solch abgegriffener Münze willst Du mich abfinden? Definire mir ohne Heuchelei einmal den verbrauchten Begriff. Was ist Tugend? Was erreiche ich mit ihr? Ein Besitz soll sie sein? Das sagst Du, der Arzt, der in dem Menschen nur den Menschen sieht, den jüngsten und entwickeltsten Zweig am großen Stammbaum der Natur. Eine Gabe des Schicksals? Hättest Du noch gesagt, ein eigenes Verdienst; aber Du kennst Dich offenbar besser aus bei dem Aufbau eines Skelets oder hinter dem Mikroskop als in den verwickelten Tüfteleien der Moralphilosophie. Eine Gabe des Schicksals? Es gibt nur eine, die ich wirklich empfangen und die weit mehr wiegt als alle Tugend, und das ist — die Schönheit. Doch auch sie hat keinen Wert an und für sich, sondern nur als Tauschobjekt. Nun wohlan, ich will sie nutzbar machen! Ich will damit erlangen, was ich erlangen kann. Ist es nicht das Höchste, so doch das Nächste daran; ist es kein Diadem, so sind es doch die Brillanten dazu; führe ich nicht selbst den Scepter, so doch die Hand, die ihn hält. So oder so — herrschen will ich!"

Ja, sie besaß die Schönheit, deren sie sich so kaltblütig rühmte, aber es war eine furchtbare, dämonische

Schönheit, in der sie jetzt vor ihrem Bruder stand, mit feuerflammenden Augen und einem eisigen Lächeln.

„Dein Sinn ist verwirrt," sagte er, in schwerer Sorge nickend. „Du bist die Kranke hier, die am meisten des Arztes bedarf."

„Ich will aber keinen!" rief sie zornig. „Erspare Dir alle Rezepte. Ich nehme die Medikamente nicht, die ihr zu verschreiben pflegt. Leide ich wirklich an einem Uebel, dann ist es unheilbar."

„Ich fürchte, es ist, wie Du sagst. So geh Deinen Weg, geh ihn allein — rase dahin auf demselben, Verblendete! Zu spät wirst Du erkennen, daß er nicht zum Glücke führt, sondern zum Verderben."

„Ich will die Chance wagen. An Deine Prophetengabe glaube ich nicht," spottete sie ihm nach, als er, tief empört, aber doch noch mehr bekümmert, das Gemach verließ.

Das Lachen klang aber zu laut und grell, als daß es von Herzen kommen sollte, und mochte dies Herz noch so liebeleer und von schlimmen Begierden zerfressen sein. Das Spottgelächter sollte ihre eigenen Besorgnisse übertäuben. „Rabengekrächze!" nannte sie den Warnungsruf ihres Bruders, aber schon ehe derselbe sie mit dem seinigen zu ängstigen kam, hatte sich ihrer eine Unruhe bemächtigt, die sie trotz all ihrer kecktrotzigen Entgegnungen während seiner Mahnungen mächtig in sich wachsen fühlte. Was bedeutete die Anwesenheit dieses Baron Reisenbruck, der sie



gelegentlich ihrer Begegnung mit so unverschämten Blicken gemustert? Was bedeutete das Ausbleiben des Prinzen, auf dessen baldiges Wiedererscheinen sie doch mit Sicherheit gezählt? Gab es da nicht vielleicht doch eine Wechselwirkung, bereitete sich am Ende dennoch eine Wendung in dem von ihrem Bruder angedeuteten Sinne vor? Schwer, wie mit bleiernen Schwingen legte sich die einfallende Dämmerung auch auf sie; auch der noch vor kurzem durch einen goldenen Sonnenstrahl erhellte Blick in die Zukunft hatte sich plötzlich verdunkelt.

Mit einemmal überkam sie eine seltsame Täuschung, es war ihr, als begännen die Wände des Zimmers zusammenzurücken und sich um sie zu schließen wie ein immer enger werdendes Gefängnis, in dem ihr Licht und Luft ausging. Mit der Angst, erdrückt zu werden, ließ sich das unbeschreibliche Gefühl, das sich ihrer bemächtigte, noch am ehesten vergleichen. Als ob keine Minute zu verlieren wäre, sich zu retten, stürzte sie hinaus, sich kaum die Zeit gönnend, einen Hut, einen Schirm, ein leichtes Tuch an sich zu nehmen. Sie eilte den Korridor entlang, die Treppe hinab, aus dem Thore, über die Brücke, wie auf der Flucht aus dem Riesenrachen eines märchenhaften Ungetüms, der jeden Augenblick sich schließen und sie zwischen seinen Zähnen zermalmen könnte.

Wohin sie ging, darüber gab sie sich selbst keine Rechenschaft; wie eine Somnambule folgte sie dem

dunklen Drange, der sie vorwärts trieb. Ihr Blick war dabei aufwärts gerichtet, gegen Osten hin, wo der bläuliche Himmel an Farbenglanz und Kraft immer mehr zunahm. Die Sonne war längst untergegangen, aber zwischen den vom hellsten Weiß bis zum tiefen Grau schattirten, halb durchsichtigen und wie feine Schleier über einander ziehenden Wölkchen leuchtete das Blau zauberhaft wie ein transparenter, azurner Glasfluß hindurch. Wie wenn derselbe sie mit seinem milden Strahl magnetisch an sich zöge, wandelte sie dahin, bis eine Stimme ihren Namen rief und sie in die düsteren Abendschatten, welche sich über die Erde hinzulagern begannen, zurückholte.

Das Rasseln des Wagens, der ihr entgegenkam, hatte sie nicht gehört; jetzt aber hatte er um die Ecke der Dorfgasse gebogen und hielt unmittelbar neben ihr. Der Prinz war auch schon zur Erde gesprungen und stand mit ausgestreckter Hand vor ihr.

„Hier, so weit vom Schlosse finden wir Sie, Fräulein? Und beinahe wären Sie an uns vorübergegangen!"

Ihr war, als erwache sie aus einem bangen Traum, der sie unbegreiflicherweise überwältigt.

„Ich — ich mußte an die Luft," stammelte sie.

„Und da haben Sie Ihren Spaziergang bis hieher ausgedehnt? Aber jetzt erlauben Sie, daß wir uns Ihnen anschließen und Sie zurückbegleiten." Das sagte der Prinz mit Rücksicht auf Hagen, welcher

zwar ebenfalls abgestiegen war, aber noch am Wagen stand, als ob er es eigentlich vorzöge, die beiden sich selbst zu überlassen. „Sie muten sich zu viel Anstrengung zu, Fräulein Aranka. Den ganzen Tag in der dumpfen Krankenstube, das muß Sie angreifen."

Es klang wie Vorwurf, dabei jedoch sprach sich doch auch Dankbarkeit aus. Unterwegs war man dem Wagen begegnet, welcher Doktor Heidmann nach der Stadt zurückbrachte, und hatte von diesem erfahren, daß die Kleine sich wieder leidlich erholt habe und keinen Anlaß mehr zu Besorgnissen gebe. Wem anders war das zuzuschreiben als ihr, der treuen Pflegerin. Im Mund des Prinzen vergrößerte sich das Lob der Aufopferung, wie wenn sie ihr eigenes Leben gefährdet hätte. Und mit diesen Uebertreibungen kontrastirte befremdlich der befangene Ton; es hinterließ den Eindruck, als suche der Sprecher, indem er viele Worte machte, absichtlich über eine befürchtete Pause hinwegzukommen, die eigentlich durch ein bedeutsameres Wort ausgefüllt werden sollte.

„Weshalb wollen Sie meinen Arm nicht nehmen, Fräulein?" fragte er, da sie ihm augenscheinlich nur geringe Aufmerksamkeit lieh. „Sie werden doch Ihren Weg nicht fortsetzen? Wohin auch zu so später Stunde? Doch nicht nach Aggtelep?"

„Warum nicht?" sagte sie leise. „Mir ist, als sollte ich hin."

Nie hatte sie aufrichtiger gesprochen, aber Hagen

ebensowenig als der Prinz glaubten ihren Worten. Der letztere nahm es als Scherz auf.

„Hören Sie, hören Sie, Hagen," rief er lachend, „unterstützen Sie mich bei der Zurückbringung unseres Flüchtlings!"

„Dazu wird es meiner Hilfe nicht bedürfen," erwiderte Hagen kalt. „Ich wäre übrigens dazu nicht zu gebrauchen. Es ist gegen mein Prinzip, jemand zu halten, der wirklich gehen will."

Aranka richtete sich trotzig auf und nahm den ihr dargebotenen Arm. Sie glaubte deutlich den herben Spott herauszuhören, mit dem er seine Zweifel äußerte, daß es ihr ernst mit ihrer Absicht sei. Einer Komödie also hielt er sie für fähig! Ihr Blut wallte heiß auf, die ganze traumhafte Anwandlung war vorüber, ja ihr nun wieder ganz unbegreiflich geworden. Ein nervöser Reiz, durch so gewaltige Anspannung erklärlicherweise hervorgerufen, weiter nichts! Nein, der da spottete, sollte sehen, daß sie es nicht darauf abgesehen hatte, sich überreden zu lassen. Was sie that, geschah freiwillig; wohin sie ging — dorthin wollte sie gehen!

„Ich kann ja auch morgen drüben einen Besuch machen — es war ein thörichter Einfall," sagte sie und begrenzte durch das leicht betonte Wort „Besuch" alle Vermutungen.

„Sie sind jedenfalls sicherer bei Tag," entgegnete noch wie scherzend der Prinz. „Zu dieser Stunde

und obendrein zu Fuß den langen Weg zu machen, wäre doch nicht geheuer, wenn man auch vor ein paar der schlimmsten Gesellen, die unsere Gegend unsicher gemacht, heute keine Furcht mehr zu haben braucht. Wie war es nur, Hagen, mit dem Einbruch und Raub bei Ratkay? Sie haben sich ja doch alles besser gemerkt als ich; das müssen Sie erzählen."

„Bei Ratkay?" fragte Aranka betroffen.

Und nun behielt doch der Prinz das Wort und erzählte im Dahinschreiten, sich nur hie und da um eine Bestätigung oder Ergänzung an seinen Begleiter wendend, was er in Aggtelep über das Ereignis erfahren. Er that es ziemlich ausführlich, als ob ihm daran gelegen sei, den Gesprächsstoff nicht allzu rasch zu verbrauchen, und so hatten sie denn die Brücke hinter sich und beinahe das Schloß erreicht, als er seine Mitteilungen zu Ende brachte.

Ohne ihn mit einem Wort zu unterbrechen, ohne nur einen Laut vernehmen zu lassen, hatte ihm Aranka zugehört. Es war zu dunkel geworden, um den Farbenwechsel und das Erstarren der Züge in ihrem Antlitz wahrzunehmen, und das leise Zittern ihrer Hand war im Gehen nicht bemerkbar. Nur als von der Verhaftung Imres die Rede war, konnte sie sich eines Ausrufs nicht enthalten.

„Wie grauenvoll! Es ist schrecklich, es ist schrecklich!"

Dann aber horchte sie wieder schweigsam, ihre Bewegung unterdrückend, und erst nachdem alles erzählt

war, vermochte sie die in ihr zuckende Unruhe, welche auf den ersten lähmenden Schreck gefolgt war, nicht mehr zu bemeistern.

„Der Unselige!“ rief sie. „Und hat er“ — die Frage mußte heraus — „hat er weiter nichts gesagt?“

„Was sollte er noch sagen?“

Der erstaunte Blick des Prinzen machte sie aufmerksam, wie unvorsichtig sie gesprochen, und mit Geistesgegenwart umging sie die Gefahr.

„Weshalb er die That eigentlich begangen.“

Die Erklärung klang selbstverständlich, dennoch verblieb ein Rest von Befremden, von dem sich der Prinz nicht sofort zu befreien vermochte und dem er auch in der Bemerkung Ausdruck gab, sie scheine besonderen Anteil an dem jungen Menschen zu nehmen, was ihr aber die Erwiderung nahe legte, ob das denn nicht natürlich sei, da sie so lange in dem Hause gelebt, wo das Grauenhafte geschehen, und zu der Familie doch in näherer Beziehung gestanden.

„Es ist eine Jugendbekanntschaft,“ sagte sie, ihrer Stimme die volle Festigkeit wieder zurückgewinnend; „ich kann sie nicht verleugnen, wenn es mich auch erschüttert, daß der Unglückliche zum Verbrecher geworden ist. Er hat sich schwer vergangen, aber die Schuld tragen andere mit ihm. Unter einer wohlwollenden und rechtschaffenen Leitung wäre es nie so weit mit ihm gekommen. Hätte ich sagen sollen, ich kenne diesen Menschen nicht, ich will nichts von ihm wissen?“

„Nein, denn es hätte ja der Wahrheit nicht entsprochen. Im Gegenteil, diese Offenheit ist edel, ist großherzig — aber — "

Der Prinz sprach den Satz nicht zu Ende, er glitt über das ihm entschlüpfte Wörtchen eilfertig hinweg, indem er sich zu Hagen wandte, welcher das momentane Stillestehen am Treppenfuß benützte, um sich unter dem Vorgeben, daß er noch einige Anordnungen im Oekonomiehofe zu treffen habe, zu verabschieden.

Auch Aranka machte Miene, seinem Beispiele zu folgen, der Prinz ließ ihr jedoch nicht Zeit dazu, behielt ihren Arm und führte sie die Treppe hinan bis zu ihrem Wohnzimmer. Schweigend waren sie neben einander hergegangen, beide gesenkten Blickes, als hätte derselbe mühsam den Weg zu suchen. Erst knapp vor der Schwelle richtete er die Augen auf sie.

„Warum sind Sie so ernst? Worüber denken Sie nach?" fragte er, als fiele ihm dies stumme Dahinschreiten jetzt erst auf.

„Ueber ein paar Buchstaben, ein kleines Anhängsel an die mir zu teil gewordene Anerkennung meiner Aufrichtigkeit, in welcher sofort auch eine Beschränkung lag — ein Tadel — aber!"

„Nein, das sollte es nicht bedeuten," that er lebhaft Einspruch, „das wahrhaftig nicht. Es ist mir doch gestattet?" Und da auf seine formelle Anfrage nur eine Verbeugung Antwort gab, bat er durch eine Geste Aranka, voranzugehen, und folgte ihr. Sobald

die Thür wieder geschlossen war, faßte er ihre beiden Hände und zog sie heftig an seine Lippen. „Sie erraten nicht, was ich mit diesem ‚Aber‘ sagen wollte? Können Sie mir nicht nachfühlen?“ fuhr er, ihr fest in die Augen blickend, beinahe mit Heftigkeit fort. „Daß Sie Baron Holmossy nicht liebten, weiß ich, Sie selbst haben es mir gesagt, aber — hat sich dies Herz auch sonst niemals geregt? Ich könnte es nicht haben, daß es irgendwem vor mir gehörte. Ich bin eifersüchtig auf jeden leisesten Schlag desselben, ich muß es ganz und ausschließlich besitzen — ganz und ausschließlich, Aranka! Und dieses Besitzes muß ich jetzt mehr versichert sein als je!“

„Warum jetzt?“

„Weil Sorgen und Kämpfe an mich herantreten, denen ich nicht zu stehen vermag, wenn diese Gewißheit mich nicht kräftigt und stützt.“

Er hatte ihre Hände losgelassen und schritt, getrieben von der tiefen Bewegung in seinem Innern, unruhig in dem nur von einer gedämpften Lampe erhellten Gemach auf und ab.

Mit weitgeöffneten Augen folgte ihm Aranka. Sie war sehr bleich geworden, und ein Beben ging durch ihre Glieder, daß sie kaum den Hut vom Kopfe zu nehmen vermochte und die zuckende Hand das reiche Haar dabei in Unordnung brachte. Sie hatte dessen nicht einmal acht, denn ein einziger ihren Kopf durchschießender Gedanke nahm sie ganz in Anspruch.

Hatte ihr Bruder recht gehabt? War diese Eifersuchtsscene nur ein Vorspiel für die Ankündigung des vernichtenden Beschlusses, dieser geäußerte Zweifel nur ein Vorwand, um eine Trennung einzuleiten, welche durch die Umstände geboten war? Oder — hatte Imre dennoch gesprochen und war dem Prinzen eine Andeutung darüber zu Ohren gekommen? Aber wenn dies letztere der Fall war, mußte ja dem wahrhaft Liebenden ein einziges Wort aus ihrem Munde genügen, um den vollen Glauben an sie wiederzufinden. Warum fragte er denn nicht, statt zu klagen?

„Kämpfe?“ wiederholte sie, ihre ganze Denkkraft mit der Lösung dieser Frage beschäftigend, fast nur mechanisch.

„Härtere, als Sie denken können. Wie glücklich leben Sie in Ihrem eng umschränkten Kreis, nur sich selbst verantwortlich, die volle Freiheit genießend, die dem unabhängigen Individuum zusteht — Ihr eigener Herr, Ihr eigener Richter, höchstens von Rücksichten auf Ihren Vater geleitet, dessen wohlwollender Einfluß Sie allenfalls beraten, aber nicht zwingen kann, auch wenn Sie der Vormundschaft noch nicht entwachsen sind. Wie beneide ich Sie! Nicht einmal das Recht, über sich zu disponiren, das jeder ärmste Bauer hat, läßt man uns; wir sind nur dem Namen nach Fürsten, in Wirklichkeit aber die wahren Sklaven, deren Wille nicht einmal über das eigene Schicksal bestimmt. Die Menschen, die Verhältnisse, die Pflichten, welche schon

die Geburt uns auferlegt, bestimmen uns und drängen uns zu Entscheidungen, bei welchen das Herz nicht mitzusprechen hat und die, wie sie auch fallen mögen, uns die schmerzlichsten Opfer auferlegen. Du hast die Wahl, heißt es, diesem Herzen Gewalt anzuthun, oder allem zu entsagen, worauf unser Ehrgeiz, unser Thatendrang uns hinweist. Ist es nicht ein Spott auf alle Willensfreiheit, wenn man uns vor eine solche Wahl stellt? O, Sie ahnen nicht, wie hoch der Preis ist, den man uns für jede Regung der Seele bezahlen läßt!"

So unmutig der Prinz Graf Detreffy verlassen, so wenig dessen Rat seinen Erwartungen entsprochen hatte, er konnte ihm doch nicht zürnen, und derselbe wirkte nach. Während der ganzen Fahrt war es, als spräche der Greis immer wieder dieselben Worte zu ihm, und er vermochte sie nicht zu widerlegen und sie verstummten auch nicht, so heroisch er sie abzuweisen versuchte. Noch hatte er sich den wider seine Wünsche aufgeführten Gründen nicht ergeben, noch hielt er stand, wenn er sich auch nicht mehr auf sein verpfändetes Wort berief, das, wie ihm der klügelnde Verstand zuflüsterte, ja auch eine andere, minder strenge Ausdeutung zuließ, als er demselben in jenem Momente der Erregung innerlich gegeben; allein je hartnäckiger er daran festhalten wollte, desto stürmischer erhoben sich die Anklagen auf Selbstsucht gegen das eigene Herz und seltsamerweise auch gegen diejenige,

welche ihm doch eigentlich ohne Verschuldung, bloß durch ihr zufälliges Dazwischentreten, ein so großes Opfer auferlegte. Es war die Ungerechtigkeit der menschlichen Natur, von der sich nur die Edelsten freizuhalten vermögen, den aus eigenem Entschluß entsprungenen, unvermeidlichen Verlust denjenigen entgelten zu lassen, für den das Opfer gebracht ward.

All das fühlte Aranka in dieser Stunde dem Prinzen nach, sie sah ihn ringen und konnte beinahe mit Sicherheit den Ausgang des Kampfes voraus berechnen. Und er meinte, sie könne nicht einmal ahnen, was ihn bewegte!

„Und wenn ich es ahnte?“ sagte sie bitter.

„Wie wäre das möglich? Wie kann auch nur eine Vermutung das streifen, was so unerwartet und allen Frieden störend an mich herantrat?“

„Und darf ich es nicht erfahren? Habe ich nicht vielleicht sogar ein Recht darauf, es zu wissen?“

„Vielleicht — ich weiß es nicht — in jedem Fall aber ist es besser, ich trage allein, was getragen sein muß.“

„Die Großmut kommt zu spät. Ich habe zu viel erraten, um nicht meine Schlüsse weiter zu ziehen. Ich bestehe auf der vollen Mitteilung, Prinz, Sie sind mir dieselbe schuldig.“

„Nun denn, ja,“ entgegnete er befangen, „aber was kann ich Ihnen sagen? Daß ich darauf gezählt hatte, als Privatmann meinen Neigungen folgen zu

dürfen, glücklich und zufrieden in stiller Abgeschlossenheit hier zu leben, ohne Ansprüche an die Welt, die mich vergessen mochte, unbekümmert um all die Fragen der Politik und des Ehrgeizes, ein verabschiedeter Soldat, ein kleiner Landedelmann, der seine Scholle bebaut und sich im Schoß seiner Familie wohl fühlt. Und nun kommt das Schicksal und will dies bescheidene Programm zerreißen. Es schüttet mir ein Erbe in den Schoß, es bietet mir ein Land, das ich regieren soll, es appellirt an meinen Mut, an meine Kraft, dies Staatsschiffchen — sei es auch noch so klein — durch allerlei Fährlichkeiten unbeschädigt hindurch zu steuern. Es zeigt mir mit einem Wort eine ernste und stolze Aufgabe, eines Mannes würdig, nur — um sie mir wieder zu entziehen. Es bricht meine Ruhe und befriedigt das erregte Verlangen doch nicht; nur die Lust und Freude an dem früheren Lebensplan ist zerstört."

„Und warum soll dieser neue, weit schönere nicht zur Ausführung kommen?" fragte Aranka aufleuchtenden Auges.

„Weil — weil alles an eine Bedingung gebunden ist, die ich nicht erfüllen kann, nein — die ich nicht erfüllen werde!"

So nachdrücklich der letzte Ausspruch auch gethan ward, erlosch doch im selben Momente der helle Hoffnungsblitz in Arankas Augen. Sie hatte verstanden. Der Eiseshauch, der sie angeweht, schlich erstarrend bis

zum Herzen. Hart und automatenartig klang ihre Stimme, als sie nach einer Pause, während welcher sich ihre Brust krampfhaft zusammenschnürte, das Wort wieder nahm.

„Ich bin kein kleines Mädchen, das geschämig Versteckens spielt. Es wird am besten sein, wenn ich Ihnen die Mitteilung erleichtere; diese Bedingung ist, daß Sie heiraten sollen."

„Wenn es nur das wäre, wie käme das allen meinen Wünschen entgegen! Sie haben es ja erraten müssen, was ich allerdings nur angedeutet, aber —"

„Ich bin noch nicht zu Ende," sagte sie, die Hand matt erhebend, die er eben zu erfassen im Begriff stand. „Man erwartet von Ihnen einen Entschluß, dem ich im Wege stehe."

„Sie sind ein wunderbares Mädchen!" rief er überrascht aus. „Woher haben Sie doch diesen durchdringenden Verstand, diese Prophetengabe?"

„Ich habe keines von beiden," sagte sie mit herbem Spott, der ihr selber galt, „sonst hätte ich wirklich vorhergesehen, was ich nur aus einigen mir zu Ohren gekommenen Aeußerungen kombinirte."

„Man hat es also gewagt, ah!" brauste er zornig auf. „So weit wenigstens geht meine Macht, diese giftigen Ohrenbläser ihre Schwatzhaftigkeit büßen zu lassen." Er nahm seinen unruhigen Spaziergang wieder auf. „Nun ja," gestand er zu, „man hat den Versuch gemacht, mich zu einem Schritt zu bewegen,

den ich aber nicht thun werde, der mir im Innersten der Seele widerstrebt."

Und nun erzählte er eingehender, was sich am herzoglichen Hof ereignet, welche Aussicht sich ihm eröffnet und welche Vorschläge man ihm gemacht hatte; und während er sich ereiferte, die feindlichen Gewalten anklagte und sich ihnen nicht beugen zu wollen beteuerte, hörte Aranka deutlich das Schwanken aus seiner Rede, die Mühe, die er sich gab, in dem Ansturme festzustehen, die heraufziehende Reue, die er gewaltsam niederrang, und in demselben Maß, als er ihr Vertrauen einzuflößen, einen festen Halt zu gewähren suchte, schwand beides dahin. Der stolze Bau, den sie in ihrem ehrgeizigen Streben schon in seiner Vollendung aufgerichtet gewähnt, krachte in allen Fugen, und wie Strohhalme brachen dessen Pfeiler zusammen. Und als ob der Boden thatsächlich unter ihr schwanke, griff sie nach dem Tisch, um sich an demselben zu stützen.

„Hoheit," begann sie, alle Kraft zusammenraffend, nachdem Prinz Adolf geendigt hatte, „es ist groß und eines hochgesinnten Mannes, wie ich ihn vor mir sehe, würdig, sich selbst durch ein unausgesprochenes Wort, durch eine nur ungefähre Zusage für gebunden zu halten. In Wahrheit aber ist niemand hier gebunden. Wie ich auch Ihre Andeutung aufgefaßt haben mag, sie wurde unter Verhältnissen gegeben, die sich gewandelt haben. Ich stehe nicht im Weg, denn

ich thue, was ich schon gestern hätte thun sollen; ich kehre zu meinem Vater zurück."

„Und ich halte Dich fest und bringe Dich wieder her wie zuvor. Ach, ich ahnte es, daß Du fort wolltest!"

Mit auflodernder Leidenschaft faßte er ihre Hand. Während sie sprach, hatte sich in ihm ein eigentümliches Gefühl der Befriedigung geregt, jetzt, wo sie zu dem natürlichen Schlusse kam, bäumte sich wieder alles gegen denselben in ihm auf.

„Ich habe in Katlantó nur noch eine Pflicht zu erfüllen," versetzte Aranka nicht ohne Herbheit, „Ihr Glück zu sichern, Prinz, indem ich gehe. Nimmer würden Sie mir vergeben, es vernichtet zu haben."

„Du darfst nicht!" rief er, von der Wahrheit dieses Wortes getroffen und doch nicht im stande, sie scheiden zu sehen. „Jetzt willst Du mich verlassen, Aranka, wo das Schwerste über mich kommt, wo ich mehr als je einer treuen Seele bedarf, eines vertrauten Freundes, eines Trostes für mein Herz! Wenn es nicht Lüge war, als Du mich an Deine Liebe glauben ließest, so beweise mir sie jetzt. Geh nicht von mir!"

„Und was soll werden?" fragte sie düster.

„Bist Du nicht die Aya meiner Kinder?"

„Wie lange? Sie werden eine neue Ehe schließen, Sie müssen sie schließen. Es ist Ihr Schicksal, dem Sie folgen müssen, und dann —"

„Dann, dann — was kannst Du fürchten?" griff er mit erleichtertem Herzen nach dem Ausweg, der ihm

das volle Glück — die Herrschaft und die Liebe zugleich — sicherte. „Was ist die Ehe in unseren Verhältnissen? Was hat sie mit dem Bilde gemein, das sich die spießbürgerliche Phantasie davon macht? Kaum einem derjenigen, die, zu Führern der Völker bestimmt, mit ihrer erhabenen Stellung auch Pflichten besonderer Art übernehmen, kaum einem ist es vergönnt, den Ansprüchen der Politik und der Familie im Einklange mit seinen eigenen rein menschlichen Gefühlen Genüge zu thun; kaum einer darf eine Ehe nach seiner Neigung schließen. Gehe ich sie ein, — und Du selbst weisest mich darauf hin — so ist es wie irgend eine andere Vertragsklausel, die ich anzunehmen gezwungen bin. Ich erfülle sie buchstäblich, aber niemand kann erwarten, daß ich mich für den mir aufgedrungenen Paragraphen erwärme oder einsetze. Dadurch wird das Band nicht gelockert, das uns beide verbindet; kein Dritter soll sich zwischen uns beide drängen. Deine Stellung wird eine ganz geregelte sein, der es nicht an Glanz und Macht fehlen soll, nicht an Achtung! Wehe dem, der mir das Auge verletzt, und wehe dem, der mir das geliebte Wesen nicht ehrt, das meinem Glück das größte Opfer gebracht! Du sollst keinen Anlaß haben, Dich über jene andere zu beklagen. Die Kleine wird ihre abgegrenzte Domäne haben und sich wohl in die Verhältnisse fügen, dazu wird sie ja wie alle ihresgleichen erzogen sein. Laß ihr den Titel! Sie besorgt die Repräsentation, damit wird sie sich begnügen,

die wahre Regentin aber bist Du, denn Du beherrschest auch mich und Dir gehört mein Herz!"

Noch eine Weile sprach er weiter in immer glühenderen, immer drängenderen Worten; Aranka hörte sie nicht. So war es doch gekommen, wie sie es kaum für möglich gehalten. Was sie in heißem Trotz ihrem Bruder entgegengeworfen, stieg vor ihr auf wie ein Spiegelbild und nickte ihr höhnisch zu. Die Bedingungen, über die sie sich mit cynischer Kaltblütigkeit herausfordernd ergangen, weil sie dieselben eben nur als Theoreme betrachtete, sie waren da. Es blieb ihr wirklich nur die enge Wahl zwischen zwei Wegen. Sollte sie den einschlagen, der ihrer Meinung nach in das Nichts führte? Sollte sie, die mit der Zunge so kühn war, jetzt, wo es den Beweis für ihre Worte galt, dieselben feige Lügen strafen und vor dem Ziele zurückweichen, weil es sich in der Nähe nicht ganz so zeigte wie im idealen Traum? War es nur Prahlerei gewesen, daß sie die Vorurteile der engherzigen, heuchlerischen Gesellschaft verachtete? Wo nicht, was zauderte sie dann, den einzigen Weg zu gehen, der aufwärts lief? War's denn nicht vielleicht möglich, auf ihm dennoch weiter zu gelangen, als es für diesen Moment den Anschein hatte? Die Schranken, die ihn heute unübersteiglich abschlossen, sie konnten fallen. Kein anderer bot sich ihr, der höher empor führte. — Hier war der Gipfel, nicht frei und sonnig zwar, wie sie ihn vor sich gesehen, sondern von schweren, häßlichen

Wolken umhüllt, hinter ihr aber nur die Nacht der Tiefe. Da hing sie stützenlos zwischen Himmel und Erde, der Atem wollte ihr versagen, schwindelnd hielt sie sich fest und schaute in auffliegender, scheuer Angst zurück. Ob sie doch umkehrte? Noch stand es ihr frei, noch konnte sie in der Verachtung männlichen Wankelmutes mit stolz getragenem Haupt von der Höhe, die sie in raschem Anlauf erklommen, herabsteigen, überzeugt, daß die Verletzung, mit der sie die Schwäche der Zurückbleibenden strafte, tiefer ging als die Wunde, welche sie selbst davon trug. Fast war sie entschlossen.

Da traf ein Laut ihr Ohr, ein Name war's: „Prinzessin Friederike“, dem ein anderer vorangegangen: „Fürst Hassenberg“. Es kam wie ein Blitzstrahl, der blendend aus den schwarzen Wolken schlug, die ihr den Ausblick nach dem Gipfel verschlossen. Prinzessin Friederike, sie also war es, die ihr knapp vor dem Ziele den Siegespreis entriß. War es nicht wie von allegorischer Bedeutung, jenes erste Zusammentreffen, wo sie der Fremden den Sattel räumen mußte? Vorahnend hatte die Zurückgesetzte damals schon ein antipathisches Gefühl empfunden, und jetzt trat jene ihr zum zweitenmal in den Weg, dieselbe, der schon ein Herz gehörte, das anderen, die darnach begehrten, streng verschlossen blieb. Die Unersättliche, was wollte sie noch mehr?!

Ein drohender Gedanke flammte in Aranka auf.

Wie, wenn sie es auf einen Kampf ankommen ließ? Wenn sie sich anklammerte, wenn sie Einspruch erhob? Vielleicht konnte derselbe den Schwankenden noch umstimmen. — Aber nein, warum sollte diese Heirat nicht zu stande kommen? Dann war ja jenes Einverständnis zerrissen, dessen Geheimnis sie erlauscht, dann waren jene beiden getrennt, und ein Schlag traf deren Herzen, weit schmerzlicher als das ihrige, — ein Schlag, den sie nimmer verwinden sollten, der sie so elend machte, wie sie selbst es war. Dann hatten sie vor einander doch nichts voraus. Mochte sich denn das Schicksal vollziehen? — Noch einmal sah sie hinter sich, dort stand jetzt neben ihres Bruders Schatten auch der Hagens, mit spöttischem Lächeln den ersten Schritt erwartend, den sie rückwärts that. Wie, ihr Herz hatte zittern wollen, dies Herz, das sie nicht anerkannte, das keine Stimme besaß und kein Recht? Hatte sie denn zuvor die beiden Gestalten nicht gesehen? Dieser Blick, dieser kalte Hohn! Wie von Geißelschlägen fühlte sie ihre Schultern getroffen, und von glühendem Trotze gejagt, stürmte sie vorwärts auf dem schwindelnd jähen Pfad.

„Ich habe noch nicht Ja gesagt," kam der Prinz, der sie so starr sah, auf seine Verpflichtung zurück, von der er sich noch nicht entbunden fühlte. „Du darfst nicht glauben, daß ich hinter Deinem Rücken vorging. In Deiner Hand liegt die Zukunft, Deinem Willen gehorche ich, ob ich diese drückende Bedingung eingehen darf; entscheide Du!"

Sie zauderte nicht mehr.

„Ich habe entschieden," sagte sie dumpf.

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich."

„Vergiß nicht, daß es Dein Wille war, und daß ich ihm nur nachkomme, wenn ich Dein Versprechen habe. — Du darfst nicht von mir gehen!" flehte und drängte er, den Arm zärtlich um sie legend. „Sag, daß Du es nicht mehr willst, versprich mir, daß Du bleibst!"

Mit gebrochenem Willen und gebrochener Kraft ließ sie sich in den Stuhl gleiten, die Hände sanken ihr müde in den Schoß, und das versteinerte Antlitz neigte sich schwer auf die Brust. Das Auge war geschlossen, die Lippen bewegten sich kaum, nur ein tiefer Atemzug gàb Antwort. Der Hauch klang rauh und röchelnd.

„Ich bleibe."



Achtes Kapitel.

Ein taufrischer Maimorgen lag über dem grünen Thal, das sich eng zwischen zwei mächtigen Bergrücken aus der einsamen Gesteinswelt der steirischen Alpen, einem hurtigen, weißschäumenden Bache entlang, zum Flusse herabsenkt. Der nördliche der hoch hinauf bewaldeten Hänge ist von einem scharfgezackten Fels überragt, der Wildspitze, und tief unter ihr auf einem vorspringenden Kegel sitzt kühn wie ein Adlernest das alte Schlößchen Wildenstein, fast unzugänglich für den ersten Blick, da sich das schmale Sträßlein, das sich von dem Weiler unten nur noch als Saumpfad nach dem Joche weiter emporzieht, unter den Tannen verborgen zu dem kleinen Plateau hinanschlängelt, welches von dem alten, aber noch trefflich im Stande gehaltenen Gemäuer des ehemaligen Burgfriedens umschlossen ist. Die Zeit, die ihn zu einem freundlichen Hausgarten umgewandelt, hat auch die alten Befestigungswerke zum Teile abgetragen, so daß man frei ins Weite sehen kann.

Der Stumpf des einen vorgeschobenen Ecktürmchens steht noch als Gartenhaus, das ausspringende Rundell gegen Westen hin aber ist ohne Dach geblieben, und an dem Sitze, der sich im Halbrund um den schweren Steintisch zieht, standen, von dem ersten Strahle der über die hohen Berge erst spät emporrückenden Sonne wie von einem goldenen Netz umsponnen, zwei jugendliche Mädchengestalten, die sich mit schlanken Armen umschlungen hielten und über den niederen Wall hinaus nach dem dunklen Waldhang hinüberblickten, der sich, noch in Schatten gehüllt, auf der andern Seite des Thales aufbaute.

„Sie könnten eigentlich bereits zurück sein. Ich habe schon lange keine Schüsse mehr gehört. Meinst Du nicht auch, Cony?"

Es war Prinzessin Friederike, die so fragte.

Das zierliche Köpfchen, das zärtlich an ihrer Schulter lehnte und sich von ihrem einfachen hellfarbigen Morgenkleide mit dem dunkelbraunen, wallenden Haarschmuck lebhaft abhob, bog sich ein wenig zurück, und nach einem kurzen Lachen, wie wenn Silberglöckchen angeschlagen wären, gab die zu Rat Gezogene mit klarer, fröhlicher Stimme ihre höchst persönliche Ansicht ab.

„Mir kommen sie noch immer zu früh. Ich vermag mich wirklich weder für den Kurzen noch für den Langen zu interessiren, ganz abgesehen davon, daß ich aus Herrn von Fenkö herausgebracht, er werde

demnächst ganz insgeheim schon seine goldene Hochzeit feiern. Ich glaube, daß er seine Frau überhaupt geheim hält, denn Papa wußte sicherlich nicht, daß er verheiratet ist, so wenig, als daß Herr von Deßkowitsch zu den eingefleischten und durch schwere Klostereide gebundenen Hagestolzen gehört, sonst hätte er sie doch sicherlich nicht hieher geschleppt."

„Du glaubst doch nicht im Ernste daran, daß Dein Papa an Freier gedacht!"

„Warum nicht? So viel Vaterliebe traue ich Papa doch zu, daß er seine ungeratene Tochter endlich unter die Haube bringen will, ehe die Mitgift die Millionenerbschaft zu sehr schmälern könnte, und dann, weißt Du, Beispiele stecken an." Das kleine, anmutige Geschöpf erhob beide Händchen und schlug sie frohlockend zusammen, als die dunkle Röte, welche bis unter die auf die Stirn fallenden blonden Löckchen der Prinzessin stieg, zeigte, daß der harmlose Pfeil getroffen. „Hab' ich's erraten?" triumphirte sie. Da sie keine Antwort erhielt, neigte sie sich vor und blickte schalkhaft in die feuchtglänzenden blauen Augen der Freundin. „Nun, nicht böse sein, Frieda! Ich drücke schon wieder die Lichter zu, damit man mich nicht am Ende noch als Hochverräterin an dem großen Staatsgeheimnisse in den Turm wirft. Ich habe gar nichts gesagt, gar nichts!"

„Wir sehen ja doch nicht zum erstenmale Jagdgäste hier; wie kommst Du auf solche Thorheiten?

Wenn der Graf übrigens wirklich sich mit solchen Absichten trüge, hätte er Dir einen ganz andern Jägersmann zuführen müssen."

Ein leises Lächeln wölbte die rosige Lippe zu einem Miniaturbogen, von dem der Pfeil ebenso scherzhaft wieder zurückgeschnellt wurde.

Comtesse Konstanze aber rückte trotzig das Köpfchen in den Nacken. Sie gab sich nicht für verwundet.

„Ich kümmere mich nicht um Menschen, die von mir nichts wissen wollen!" schmollte sie, und das feine Gesichtchen konnte dabei einen recht hochmütigen, zürnenden Ausdruck annehmen. „Für vergeßliche Leute habe auch ich ein kurzes Gedächtnis, die Augen weine ich mir nicht aus; es gibt keinen Mann auf Erden, der dessen wert wäre. Auch selbst" — und jetzt lachte schon wieder der Schelm aus den spielenden Grübchen an den Mundwinkeln — „auch selbst — mit dem schuldigen Respekt zu sagen — Seine Hoheit nicht."

„Du bist eine kleine Närrin!"

„Zürnst Du mir?"

„Nein, im Gegenteile, wenn es vielleicht auch nicht recht ist, ich freue mich, daß Du so denkst. So brauche ich doch nicht zu fürchten, Dich zu verlieren. Du mußt mir versprechen, erst recht und für immer bei mir zu bleiben, wenn ich —"

„Vater und Mutter verlasse und dem Manne folge, nach dem Worte der Schrift," ergänzte lachend die kleine Comtesse, welche es ergötzte, daß ihre Gefährtin,

nachdem sie schon zweimal klug und vorsichtig über die eigentliche Frage hinweggeglitten war, nun doch sich selber in einer Schlinge gefangen hatte. „Gewiß, es bedarf nur der Ernennung der Gräfin Konstanze Sarau zur Hofdame Ihrer Hoheit der Prinzessin Trietheim, und ich kann dann mit Seelenruhe der Altjungfernschaft entgegensehen und brauche mich nicht auf den Fang von Knorpelfischen von der Art eines Herrn von Deßkowitsch zu verlegen."

„Warum kommst Du immer auf Andeutungen zurück, die —"

„Die so wenig zutreffend sind als die gegen mich selbst gerichteten," fing die Comtesse den Satz auf, in welchem die Prinzessin verlegen stecken blieb. „Nun, ich muß ein wenig Tollheiten treiben, — Du kennst mich ja — damit der Ernst nicht unversehens Meister über mich wird. Es könnte das eine rührend schöne Geschichte geben, wenn ich zu tief ins Nachdenken geriete. Besser, man lacht sich über alle melancholischen Anwandlungen hinweg. Ich hoffe, Papa sorgt uns für einen kleinen Spaß," fuhr sie, die in ihren munter blitzenden Augen doch plötzlich aufgetauchte Thräne zerdrückend, mit erzwungener Heiterkeit fort, „es wird sonst gar zu feierlich hier. Namentlich seit Prinz Adolf den Taktstock führt, bewegt sich alles im tempo di marcia funebre."

„Du bist ungerecht. Soll denn alle Welt nur hüpfen und tanzen und plaudern und lachen? Ich

glaube, das kann doch nur bei einem ganz jungen Springinsfeld gefallen. Reifere Jahre kleidet ein edler Ernst sicherlich besser. Könntest Du Dir Prinz Adolf als Cotillontänzer vorstellen? Ich nicht — wohl aber als Regenten, als Heerführer an der Spitze seiner Soldaten, als Admiral auf seinem Schiffe oder selbst nur als schlichten Gebieter inmitten seiner Beamten und Ackerbauern. Du mußt doch gestehen, daß seine hervorragende Persönlichkeit sich überall geltend machen würde."

„Was seine stattliche Erscheinung betrifft, mag sein," wendete die Comtesse mit listigem Kritteln ein, „aber, aufrichtig gestanden, ist sie mir ein wenig zu steif, zu würdevoll; es ist, als ob er immer auf Wolken ginge und nur so zur Gnade auf uns arme Menschenkinder herabsähe."

„Das sagst Du, die selbst — wie ich recht gut weiß — für das Gehaltene im Wesen eines Mannes schwärmt?"

„Weil ich selber ein Harlekin bin und nach dem Prinzipe des Gegensatzes bloß Gefallen an Eigenschaften finde, die mir selbst abgehen und mich ergänzen. Nach demselben Gesetze aber paßt zu Deinem Charakter nur eine sorglose, leichte Natur, ein Schmetterling etwa, der allerdings kräftig genug sein müßte, Dich auf seinen farbigen Flügeln in die Lüfte zu entführen."

„Du irrst darin vollkommen. Mit einem solchen flatterhaften Dinge würde ich mich nur vollkommen

unglücklich fühlen, weil ich, die Tiefe und den Gehalt vermissend, mich immer unsicher wähnen würde. Wir kennen genug solche Ehen; ich möchte mich an die Stelle keiner dieser Frauen wünschen und lieber allein meinen Weg durchs Leben gehen, als an der Hand eines dieser mitunter ja recht liebenswürdigen und ihnen vielfach beneideten Gatten. Nur ein reifer Mann, ein Mann im vollsten Sinne des Wortes, zu dem ich bewundernd und vertrauensvoll aufblicken kann, in dessen Schutz ich mich wohl geborgen weiß, könnte mein Herz gewinnen, ein Mann, der ernst und selbstbewußt den Platz behauptet, der ihm in der Welt angewiesen ist, und nicht über Spiel und Getändel die Achtung vergißt, die er sich selbst schuldet, ein Mann, der fest und stark dasteht wie eine Eiche und aus dessen Auge dabei doch Milde und Ruhe leuchten."

„Kurz, Prinz Adolf!" setzte die Comtesse, spitzbübisch lächelnd, daß es ihr gelungen, die zurückhaltende Freundin in Eifer zu bringen, mit warnend erhobenem Fingerchen hinzu. „Willst Du nun noch ein Hehl machen, daß er Gnade gefunden hat vor Deinen Augen?"

„Und warum soll ich Dir mehr Vertrauen schenken als Du mir?" erwiderte Prinzessin Friederike, tief errötend und sich ein wenig verletzt zeigend.

„Der Fall ist wohl sehr verschieden. Was war, ist vergessen und begraben. Er denkt nicht mehr an mich."

Die Prinzessin schlang jetzt von neuem ihren Arm

um die Freundin und zog deren zierliche Gestalt eng an sich.

„Armes Herz!“ sagte sie zärtlich bewegt.

„Nun werden wir gleich weinen!“ stemmte sich die Kleine tapfer gegen die aufsteigende Rührung. „Aber Du hast ja keinen Grund dazu. Sprich!“

„Was kann ich Dir sagen? Weiß ich denn, ob er an mich denkt?“

„Wäre er sonst hier?“

„Die Frage ist, ob ich ihm auch gefalle.“

„Und daran zweifelst Du? Er müßte ja blind geboren sein. Es ist also wahr, er ist zur Brautschau hier? Also hatte ich doch den richtigen Instinkt. Aber warum leugnetest Du mir dann, daß Du von Deinem Papa einen Wink erhalten?“

„Du kennst ihn nicht, wenn Du das voraussetzest. Von seiner Seite fiel kein Wort. Er ist zu gütig, mich bestimmen zu wollen. Uebrigens wußte ich nicht, ob ich recht daran thun würde, Dir von einer Angelegenheit zu sprechen, die doch eigentlich — nein, nein, Du sollst alles wissen, meine liebe Cony,“ unterbrach sie sich, die wenn auch noch so dünne, doch für die Freundin befremdlich fühlbare Scheidewand, welche sie eben wieder aufzurichten begonnen, in herzlicher Aufwallung vollends niederwerfend. „Du sollst nicht glauben, daß irgend ein äußerlicher Wechsel auch mein Herz zu verändern vermöchte. Es gibt für Dich darin keine verborgene Falte. Nein, mein Vater hat mir

keinen Wink gegeben; wenn ich dennoch eine Andeutung erhielt, so kam sie von anderer Seite. Du weißt, daß die Herzogin, als wir vergangenen Sommer auf der Rückreise von Blankenberghe zu Besuch dort verweilten, sich sehr freundlich gegen mich erwiesen hat. Ein paar Zeilen von ihr haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß jene Photographie, welche Baron Reisenbruck wie beiläufig unter verschiedenen anderen Bildern der herzoglichen Familie hier vorwies, nicht zufällig, sondern in ganz bestimmter Absicht hier zurückgelassen wurde."

„Ach, jenes Bild, von dessen großer Aehnlichkeit gestern die Rede war und das sich durchaus nicht finden lassen wollte! Ich ahne nun, auf welch rätselhafte Weise es aus der Kassette verschwand."

Die Prinzessin wandte beschämt und verlegen das Antlitz zur Seite.

„Jetzt weißt Du aber alles und darfst nichts mehr fragen!" sagte sie.

„Doch, eins noch," beharrte die neugierige Forscherin auf ihrem Examen. „Warum Du gestern abend ihm nicht ebenso wie den anderen beim Auseinandergehen ‚Weidmanns Heil' gewünscht."

Die Antwort verzögerte sich ein wenig; endlich in befangenem Flüstern kam es über die leise zuckenden Lippen:

„Weil — weil die Rede davon war, daß die Herren die Gastfreundschaft nicht länger mißbrauchen

und nur noch so lange bleiben wollten, bis jeder wenigstens eine Jagdtrophäe mit heimnehmen könne, und wenn es auch weidwidrig nur eine Henne wäre."

„Und Du wolltest nicht, daß alle — alle drei heute schon abreisen! Verzeih, verzeih, nun frage ich nicht mehr!" bat die indiskrete kleine Person, indem sie die Hand der die Erwiderung schuldig bleibenden Freundin faßte und mehrmals küßte. „Du darfst aber nichts befürchten. Sie werden auch heute so wenig heimbringen als gestern und vorgestern."

„Dein Vater hat sich doch eigens erboten, sie auf das Rauchkogler Revier hinüberzuführen, da sich diese Seite schon als ganz ausgeschossen erwies, und er verschwor sich, sie ganz sicher zum Schusse zu bringen."

„Gerade darum! Was Papa vorhat, weiß ich nicht, aber vor hat er etwas. Meine kleine Spürnase, die ich einmal überall stecken haben muß, wittert dergleichen. Ich habe ihn ganz eifrig mit Josef und Anton verhandeln sehen, und dann sein Zwinkern — nu, Du kennst ihn ja — da steckt etwas dahinter. Aber wenn ich es herauskriege, dann warne ich mir wenigstens den gemütlichen Dicken. Glaubst Du, daß ich Aussicht habe? Es wäre doch sehr romantisch, wenn er gar nicht mehr zu seiner geheim gehaltenen Ehehälfte zurückkehrte und ich ihn ihr entführte."

Sie lachten beide. Der übermütige Anschlag riß auch die ernstere Prinzessin wider Willen mit sich fort, und ihre Heiterkeit verstummte erst plötzlich, als sie

bei einer Wendung die hohe Gestalt desjenigen hinter sich entdeckten, mit dem sich ihr Zwiegespräch so lange beschäftigt hatte.

Prinz Adolf kam von der Seite des Schlosses, das sich mit seinen hellgrauen Mauern, den spitzhaubigen Türmchen und den launenhaften Erkern malerisch von der dunkelgrünen Bergwand abhob. Gelassen lächelnd stand er nur wenige Schritte von den beiden Mädchen da, in seiner hübschen Jägertracht wirklich dem Bilde entsprechend, das Prinzessin Friederike in der eifrigen Verteidigung ihres Ideals mit verräterischer Wärme entworfen: „Ein Mann, fest und stark wie eine Eiche, aus dessen Auge doch Ruhe und Milde leuchtet."

„Wie schade! Es war ein so reizender Anblick," sagte er, mit fast ehrerbietiger Höflichkeit den Hut ziehend, als die beiden seiner ansichtig wurden. „Mir thut es leid, die heitere Stimmung gestört zu haben; ich würde es den Damen nur danken, wenn sie mich teilnehmen ließen."

„Das haben Sie nicht verdient, Hoheit," erwiderte die Kleine, schnell gefaßt, mit schlagfertigem Zünglein, „für einen so heimtückischen Ueberfall! Sind Sie denn aus der Luft gefallen?"

„Ach, und kein grüner Bruch! Sie haben also kein Glück gehabt?" bemerkte Prinzessin Friederike in einem Tone, der den bedauernden Worten kaum entsprach.

„Ich habe es da droben gar nicht gesucht!“ entgegnete der Prinz mit einem leichten Nachdruck, welcher die hellen blauen Augen zu einem unsichern, hastigen Flimmern brachte, während sich die schlanke Hand, die sich eben erst rasch aus jener der Freundin zurückgezogen, bei den auf dem Steintische liegenden Blumen befangen eine Beschäftigung suchte. „Thatsächlich bin ich nicht mit auf die Jagd ausgezogen, sondern nur ein Stück weit gegen die Wildspitze hinaufgestiegen. Meine Beute ist unblutiger Art; ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie dieselbe in den Strauß hier mit aufnehmen wollten.“

„Wie gerne!“ Mit lebhafter Freude streckte Prinzessin Friederike die Hand nach den Alpenblumen aus, die er ihr darbot.

„Das ist ja Speik und Edelweiß!“ rief die Comtesse aus. „So hoch gestiegen sind Eure Hochhöherheit als gewöhnlich!“

Der Prinz lächelte ein wenig über das scherzhafte Wortspiel.

„Und es war wunderschön da oben!“ versicherte er. „Ein herrlicher Anblick; dennoch aber nicht so reizend als beim Abstieg. Ich sah von mehreren Stellen zwischen den Bäumen hindurch direkt auf das Rundell hier herüber. Kein Wunder, wenn ich da unwillkürlich länger verweilte!“

„Was sehr wenig schmeichelhaft für uns ist!“ fiel Comtesse Konstanze in mutwilliger Neckerei ein,

während der Blick ihrer Freundin sich verwirrt senkte. „Diese interessanten Aussichtspunkte hätten, statt Raststationen zu werden, Sie nur antreiben müssen, Ihre Schritte zu verdoppeln. So dürfen wir annehmen, daß Sie kein besonderes Verlangen nach unserer Gesellschaft hatten. Das kränkt mich wenigstens aufs tiefste und reizt mich, Ihnen die meinige in Ungnaden zu entziehen."

Sie machte einen karikirt ernsten und tiefen Knix, im raschen Emporschnellen jedoch rief sie der Freundin lachend zu, sie wolle eine Vase holen für die „heimische Flora" und einmal nachsehen, ob auch die anderen sich nicht an die „Fauna" gehalten und sprang davon.

Der Spott, mit dem sie gewandt ihrem Rückzug eine scheinbare Motivirung gegeben, hatte den Prinzen nicht ganz unverdient getroffen. Ein Zug von leichter Galanterie lag in seinem Auftreten, der weit entfernt war von dem eifrigen Bemühen um eine Gunst, die ja, wie sein Verhalten ziemlich deutlich erraten ließ, ihm selbstverständlich zufallen mußte. Nicht daß er es an Artigkeit und Aufmerksamkeit hätte fehlen lassen, die lagen in seiner Natur, aber es war eine gewisse, nicht in Aeußerlichkeiten erkennbare, wohl aber aus manchen Worten herauszufühlende geistige Nonchalance, die sich selbst ein weltgewandter Mann nur denjenigen gegenüber erlaubt, die er nicht ernst und für voll nimmt und zu denen er in wohlwollender Freundlichkeit nur so von oben herab spricht. Der Prinzessin

erschien dies als ein Ausdruck in sich gefestigter Kraft, und eben weil sie in ihrer Stellung nicht gewöhnt war an eine solch oberflächliche Behandlung, imponirte ihr dieselbe. Kam dann, hervorgerufen durch ihre Anmut und ansprechende Natürlichkeit, als Ausfluß einer unwillkürlichen Regung irgend ein wärmeres Wort über seine Lippen, so verfehlte es auf die nicht mehr Unbefangene des Eindruckes gefühlvoller Innigkeit nicht, der sich ihre ganze Seele hinwieder mit kindlicher Offenheit erschloß.

Wohl war ihnen die nur leicht maskirte Absicht der sich Entfernenden, sie beide mit einander allein zu lassen, nicht entgangen; doch hielt weder er noch sie die leichtfüßig Davoneilende zurück; er nicht, weil er entschlossen war, den unumgänglichen Schritt nicht länger hinauszuschieben, sie aber, weil sie mit süßem Bangen in ihrem zarten Mädchenbusen den ernsten und für ihr ganzes Leben so entscheidenden Moment herannahen fühlte und das heftige Herzklopfen, das sie mit einemmale befiel, ihr jeden Laut in der Kehle erdrückte.

„Sie haben da eine fröhliche, zungengewandte Freundin,“ bemerkte er, „die immer zu einem Scherze bereit ist.“

Sie mußte erst um ihre Stimme ringen, ehe sie eine Erwiderung über die Lippen brachte.

„Und doch würde man sie falsch beurteilen, wollte man ihr Tiefe des Gemüts und die Fähigkeit zu

ernsterer Lebensauffassung absprechen. Es gesellt sich bei ihr nur ein glückliches Naturell, das selbst den schlimmsten Dingen noch eine heitere Seite abzugewinnen weiß, zu dem vielleicht zu herben Stolze, nicht jedermann Einblick in ihr Herz gewähren zu wollen."

„Wie warm Sie sich der Spielgenossin annehmen! Ich möchte beinahe glauben, daß Sie in schöner Parteilichkeit einen Teil Ihrer eigenen Vorzüge auf die geliebte Jugendgefährtin übertragen."

„Nein, diese Vorzüge — wenigstens die letztgenannten — besitze ich nicht," sagte sie einfach und mit weichem Lächeln. „Was mich bedrückt und betrübt, darüber kann ich nicht scherzen, und was ich fühle, vermag ich nicht zu verhehlen, wenn ich mir auch Mühe geben will. Ich habe zu wenig Selbstbeherrschung. Und will ich je einmal einen Gedanken geheim halten, dann habe ich immer die Empfindung, als könne man ihn mir aus den Augen und von der Stirn ablesen."

„Ist es darum, daß Sie jetzt diese schönen Augen so hartnäckig senken?"

Sie hatte selbst die Anzüglichkeit ihrer Worte gefühlt, bei der Erkenntnis aber, daß auch er ihnen eine besondere Bedeutung gab, erschrak sie. Es schien ihr unerträglich, daß er ihr Geheimnis erraten haben sollte, und mit aller Macht kämpfte sie gegen die Scheu an, die ihren Blick darniederhielt. Sie wollte

dem so überlegen auf sie Herablächelnden den Beweis liefern, daß sie keinen Grund habe, die Durchforschung ihrer Gedanken, das Lesen in ihren Augen zu fürchten, und bemühte sich, den seinen in anscheinender Ruhe zu begegnen, was ihr aber nicht gelingen wollte. Und in diesem Ringen gegen die mädchenhafte Scham, die nicht nur ihr Angesicht, sondern selbst die feinen Ohren mit rosigem Schimmer überhauchte, offenbarte sich in ihrer ganzen Erscheinung ein Liebreiz, dessen Zauber sich auch der Prinz, so widerstrebend er sich bis jetzt in das ihm zugeteilte Los gefügt, nicht entziehen konnte.

Er fühlte beinahe etwas wie Mitleid mit dem süßen Kinde, und wenn er auch sein Herz in diese konventionelle Verbindung nicht mitbringen konnte, so war doch seine Eitelkeit durch das Bewußtsein, nicht bloß wieder auf eine berechnende Gefügigkeit zu treffen, sondern die Erstlingsliebe dieses Mädchenherzens im Fluge wirklich gewonnen zu haben, zu sehr geschmeichelt, als daß er nicht eine Regung aufrichtiger Sympathie hätte empfinden sollen.

Er wollte die Kleine nicht quälen und nahm deshalb von der Beantwortung seiner verfänglichen Frage Umgang. Aber seine Stimme klang weit herzlicher und zutraulicher als zuvor.

„Ihr Gedanke weilt bei den Blumen," lenkte er ein. „Sie sehen, ich habe ihn wirklich erraten und ich halte Sie ab, dieselben zu ordnen. Nun, wenn Sie mir erlauben wollen, mich ein wenig hier auszuruhen,

darf ich Ihnen vielleicht bei dem Geschäfte helfen. Aber warum thun Sie die, welche ich gebracht, nicht zu den übrigen?"

Sie hatte sich, während er sich auf der Rundbank an ihrer Seite niederließ, ebenfalls gesetzt. Aber ihre Verwirrung nahm nicht ab, die neue Frage war nicht leichter zu beantworten als die frühere.

„Sie sind" — konnte sie die volle Wahrheit sagen? — „sie sind — zu edel, um sie mit gewöhnlichem Gartenjasmin, Orangenblüten und Rosen zusammenzubinden."

„Im Gegenteil, es gibt keine passendere Zusammenstellung für einen Kranz auf Ihr Haupt, in den ich nur noch einen Myrtenzweig mit einflechten möchte. Darf ich, Friederike?"

Der Nachsatz kam so unvermittelt, daß ihr beinahe das Sträußchen entfiel. Das Wort war ausgesprochen, das sie erwartet, erhofft, und nun klang's doch wie eine Offenbarung, und in tiefer Verwirrung neigte sich ihr Antlitz auf die Blüten.

„Fällt es Ihnen denn so schwer, mir die Erlaubnis zu geben?" fragte er nochmals.

„O nein, nein — und ich will ihn ja gewiß mit Stolz und Freude tragen," entgegnete sie rasch, und jetzt waren die Augen auch nicht mehr unsicher. Glück und Rührung leuchteten aus ihnen.

„So halte ich diese Hand," sagte er, ihre Rechte ergreifend, mit leichtem Scherz, „und sie wird nicht allzu hart auf mir ruhen?"

„Prinz!“ Der Scherz trieb ihr eine Thräne ins Auge.

„Prinz?“ wiederholte er mit leisem Tadel. „Für meine Braut bin ich doch Adolf!“

„Und immerdar mein Fürst und Herr!“ beteuerte sie mit bewegter Stimme, und einem raschen Impulse folgend, wollte sie sich niederbeugen und hätte demütig seine Hand geküßt, wenn er dieselbe nicht rasch zurückgezogen.

Sie war zu schön, zu lieblich in dieser kindlichen Unterordnung und Gefühlsinnigkeit. Lächelnd und doch tiefer bewegt, als er es für möglich gehalten, neigte er sich über sie und berührte sanft mit seinen Lippen ihr Haar.

Als eine Stunde später die Glocke zum Luncheon rief, betrat Prinz Adolf mit einem Stämmchen Speik im Knopfloch an des Hausherrn Seite den hallenartigen Speisesaal im Erdgeschoße des Schlosses. Comtesse Konstanze, die vergeblich ihre Freundin erwartet hatte, verneigte sich tief vor ihm, aber mit einem neckischen Blick auf das Blütenreis, das ihren aufmerksamen Rehaugen nicht entgangen war, und sie konnte sich einer kleinen, neckischen Anspielung nicht enthalten.

„Ei, Hoheit,“ bemerkte sie mit gedämpfter Stimme, „darf ich raten, wer diese Auszeichnung verliehen? Sie wissen vielleicht gar nicht, daß das Kräutlein wertvoller ist als ein Orden. Die Mädchen hier zu

Lande schenken es nur ihrem Schatz. Ist's etwa eine Almerin von — hoch oben?"

Der Prinz war lebhaft angeregt und ging lachend auf den Scherz ein.

„Erraten! Aus den höchsten Regionen!"

Die Comtesse aber mußte es sich versagen, eine zweite Neckerei loszulassen, denn Prinzessin Friederike, welcher dieselbe zugedacht war, erschien eben erst jetzt, und sie konnte der glückstrahlenden und dabei wie von einem eigentümlichen milden Glanz umflossenen Braut nur einen bedeutsamen Blick zuwerfen, ehe sie dem Fürsten an die Frühstückstafel folgte, an der hier in Wildenstein jedermann ohne Zeremonie seinen Platz einnahm. Auch während des Mahles hatte sie keine Gelegenheit, mit der durch den Fürsten und Prinz Adolf von ihr Getrennten ein verständigendes Wort zu wechseln; sie wendete dafür ihre Aufmerksamkeit um so ungeteilter ihrem Nachbar zur Linken, Herrn von Fenkö, zu, dem sie mit übermütiger Koketterie einen unbezwinglichen Berg von allerlei Leckerbissen auf den Teller häufte, da sie behauptete, es nicht aufs Gewissen nehmen zu wollen, daß er, die gute Sitte seiner Heimat vermissend, aus Mangel an Nötigung am Ende gar verhungere.

Sie hatte aber hiemit keineswegs Erfolg. Trotz des gewaltigen Morgenmarsches, zu dem man allerdings reichlich Proviant mitgenommen, schien Fenkö — bei ihm ein unerhörter Fall! — keinen großen

Appetit mit heimgebracht zu haben. Derselbe litt offenbar unter einer gelinden freudigen Aufregung, die sich bei Deßkowitsch sogar zu hochgradiger Nervosität steigerte und dessen Zunge nicht auf einen Moment zur Ruhe kommen ließ. Er erzählte und dozirte in einem fort.

Es gab aber auch des Wichtigen genug mitzuteilen; war ihnen beiden doch endlich heute nach zweimaligen erfolglosen Versuchen das Jagdglück günstig gewesen, so daß sie nicht nur des Wildes ansichtig geworden, sondern auch zum Schuß gekommen waren und ihre Trophäen stolz mit heimnehmen konnten. Das erste Birkwild! Der Tag verdiente im Kalender angestrichen zu werden.

„Es ist wirklich keine Kleinigkeit, den Vogel so in der halben Finsternis, in der man kaum sieht, wohin man tritt, anzuspringen,“ brüstete er sich in dem Berichte über seine Erlebnisse, der ja einen Hauptteil des Jagdvergnügens ausmacht. „Man muß sehr acht geben und einen sichern Tritt haben. Ich begreife nicht, wie jemand mit Deinem Leibesumfang das zuwege bringt, Freund Pali. Alle Achtung!“

„Bin ich ja doch gar nicht gesprungen. Ist mir nicht im Schlaf eingefallen; hat der Anton doch gleich gesagt, ist nur eine Henne, Kérem!“

„Wenn man dabei schläft, so ist das etwas anderes. Dann mußt Du aber auch wohl eine Freikugel im Lauf oder besonderes Schwein gehabt haben. Ich einmal bin gesprungen und das gehörig.“

„Gehört wahrscheinlich zu Deinem Privatvergnügen, Sprünge machen.“

„Gegen solche Anzüglichkeiten muß ich protestiren!“

Der Fürst, welcher ungewöhnlich heiter und in sichtlich gehobener Stimmung an der Tafel erschienen war, suchte in dem aufkeimenden Streite versöhnlich einzugreifen.

„Ich glaube, mein lieber Herr von Deßkowitsch,“ bemerkte er freundlich, „da haben Sie sich wirklich überflüssig angestrengt. Der Spielhahn ist sehr scheu, und man hat Mühe, in die Nähe zu kommen, ehe er davonstiebt; die Henne aber hält doch ziemlich aus.“

„Gewöhnlich,“ fiel Graf Sarau, über dessen Antlitz allerlei Lichter zuckten, mit geflissentlicher Abschwächung dieses Erfahrungssatzes ein, „aber ausnahmsweise kann wohl etwas mehr Vorsicht angezeigt sein. Es gibt Beispiele —“

„Nicht wahr, es gibt Beispiele,“ griff Deßkowitsch mit Genugthuung die beistimmende Aeußerung auf, „und ich kann davon sprechen. Ich versichere Sie, Durchlaucht, es war nicht überflüssig. Ich habe mich ganz genau an die Regel gehalten. Immer hopp, hopp, sobald es geschnackelt hatte und das Schleifen losging.“

„Aber ich bitte Dich, schnackelt ein Hendl ja doch nicht, lieber Feri,“ spottete ihn Fenkö aus. „Sie macht ja nur ganz sanft: ‚Bak, bak!‘“

„Ich werde doch hören, wie es macht.“

„Hast Du geträumt, barátom.“

„Ich schlafe nicht auf der Jagd wie gewisse andere Schützen.“

„Wer schläft? Das lasse ich mir nicht sagen!“

„Und ich mir nicht, daß ich träume. Wenn ich sage geschnackelt, so heißt das geschnackelt. Es wird eben ein älterer Vogel gewesen sein.“

„Unsinn, Söhnchen! Eine Henne balzt nicht und wenn sie hundert Jahre alt wird.“

„Nun denn, so war es ein Hahn.“

„Ah, da hört doch alles auf!“ rief Fenkö, von dieser kühnen Behauptung halb belustigt, halb geärgert. „Hören Sie, Graf Sarau, Sie haben die zwei Viecher doch auch gesehen, wie wir wieder zusammengekommen sind!“

„Allerdings, ja wohl, aber bei der noch herrschenden Dunkelheit könnte leicht —“

„Aha, aha, also einen Hahn!“ frohlockte Deßkowitsch. „Sagen Sie, Josef, hat er nicht gebalzt?“

Der Büchsenspanner, welcher Deßkowitsch als Führer beigegeben war, hielt auf diesen Appell erschrocken im Serviren inne. Er hatte schon seit einiger Zeit allerlei seltsame Gesichter geschnitten, jetzt aber zeigte er plötzlich eine sehr ernste und einfältige Miene, indem er militärisch Stellung nahm und mit einem kurzen: „Zu Befehl!“ antwortete.

„Na, was sag' ich!“ berief sich Deßkowitsch befriedigt auf die Zeugenschaft. „Ein Hahn! Ich habe

mich nur nicht in Widerspruch zu dem Herrn Grafen setzen wollen, obgleich ich es sofort bemerkt. Ich kenne doch einen Hahn! Bin ja nicht zum erstenmal angesprungen."

„Der Teufel soll mich holen, wenn es wahr ist!" rief Fenkö erbost. „Sein Lebtag war das kein Hahn, oder ich bin in meiner Jugend ein Eichkazl gewesen."

„Nicht sehr wahrscheinlich."

„Just so wahrscheinlich, als daß Du einen Spielhahn triffst."

„Der reine Schußneid!" entgegnete Deßkowitsch, hochmütig die Achseln zuckend. „Vermutlich hast Du selbst gefehlt und Dein Führer für Dich eine Krähe geschossen."

„Krähe? Egye meg! Das ist eine unverschämte Lüge!"

„Herr!"

„Selbst Herr!"

Die beiden hatten ganz vergessen, an wessen Tisch sie saßen, und waren in ihrer Erbitterung aufgesprungen, daß der Graf, welcher den Platz zwischen ihnen beiden inne hatte, schon darauf bedacht war, sie zu trennen, ehe sie thätlich an einander gerieten.

Der Fürst legte sich nun ins Mittel.

„Es ist ja doch nicht der Mühe wert, daß sich die Herren ereifern," sagte er wohlwollend. „Die Frage kann ganz leicht gelöst werden. Man braucht ja nur die Stücke herbeizuholen, wir wollen sie denn doch

auch sehen, obwohl ich zu solchem Jagdfrevel die Augen eigentlich eher zudrücken müßte."

„Das Wild wird schon verpackt und in dem Wagen untergebracht sein, der die Herren nach dem Frühstück zur Eisenbahn hinausbringt," gab der Graf zu bedenken; der Fürst jedoch beachtete den mit fast auffälligem Eifer gemachten Einwurf nicht.

„Das thut ja nichts; man kann es dann wieder verpacken, nun ist einmal unser allgemeines Interesse erregt."

Jede Entgegnung abschneidend, erteilte er dem Büchsenspanner strikten Befehl.

Der Bursche war sehr rot geworden und warf einen ängstlich fragenden Blick auf den Grafen, welcher demselben aber nur mit einem Achselzucken begegnete.

Es verging eine geraume Weile, bis der Entsendete wieder zurückkam. Während der ganzen Zeit hatte der Fehdezustand zwischen den beiden unzertrennlichen Feinden keine Milderung erfahren. Sie hatten zwar ihre Plätze wieder eingenommen und schienen mit ihren Tellern beschäftigt, aber der Groll kochte weiter, und es gelang selbst der Prinzessin und Comtesse Konstanze nicht, die grimmigen Blicke zu besänftigen, mit denen ihre Nachbarn sich gegenseitig niedermachten. Der Span, ob Hahn, ob Henne, ging dabei nicht aus, denn der Fürst brachte, von dem Thema angeregt, als erfahrener Jäger allerlei Beobachtungen zur Sprache.

„Daher, daher auf die Decke!“ befahl er, als der Büchsenspanner endlich wieder erschien, auf den Tisch weisend.

Der mitservirende Diener breitete schleunig ein Tuch mitten auf denselben, unmittelbar neben den Aufsatz, und Josef legte nun mit einer gewissen zögernden Scheu die beiden stattlichen rostbraunen und schwarzschillernden Vögel hin.

Der feierliche Moment rief ein erwartungsvolles Schweigen hervor, das aber sofort schon durch verschiedene „Ah!“ — „Aber ...“ — „O!“ unterbrochen wurde.

Der Prinz tauschte einen Blick mit seiner Braut, der Fürst einen nicht minder beredten mit dem Grafen.

„Aha, ist das eine Krähe?“ fragte Fenkö, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, räusperte sich Deßkowitsch gravitätisch und meinte:

„Schade, daß mein Schuß ihm den ganzen Kopf zerschossen. Ein Kapitalschuß! Das hier ist mein Hahn. Ein Prachtexemplar!“

Jetzt aber brach der kleine Vorwitz, der sich nicht mehr zu halten vermochte, in ein alle bis auf die beiden glücklichen Schützen unwiderstehlich mit fortreißendes Gelächter aus.

„Das? Aber du lieber Himmel — das sind ja ein Paar — echte steirische Poulards!“

„Tessék? — Na, na, na, na!“ stieß Fenkö ungläubig hervor.

„Und die haben Sie geschossen?“ fragte der Fürst, der vergeblich sein Lachen zu bemeistern suchte, die beiden verblüfft Dreinblickenden.

„Aber er saß doch auf einem Lärchenbaum,“ äußerte Deßkowitsch seine Zweifel, und Fenkö wies nach, daß Anton ihm selbst den Buchenstrunk gewiesen, auf dem die Henne saß, was aber die Heiterkeit, in die jetzt selbst hinter der spanischen Wand die Dienerschaft mit einstimmte, nur noch erhöhte.

„Und da hängen an den Beinen noch die Reste der Schnüre, mit denen sie angebunden waren,“ setzte Comtesse Konstanze ihre Entdeckungen fort und klatschte vor Vergnügen dabei in die Hände, was so ansteckend wirkte, daß der soeben den Champagner einschenkende Diener damit innehalten mußte, um, während es ihn schüttelte, nicht die halbe Flasche neben das Glas zu gießen.

„Aber der Büchsenspanner hat mir doch ausdrücklich ...“ begann Deßkowitsch, dessen hageres Gesicht mit der geröteten Stirn und der Hakennase fast selbst dem Profil eines Spielhahns ähnelte. „Wo ist doch dieser Mensch, dieser Josef?“

Graf Sarau unterbrach ihn jedoch. Mit der Miene eines Fauns war er bisher der Entwicklung gefolgt; jetzt aber gab er seinem Lächeln einen harmlos freundlichen Ausdruck.

„Ich bitte, meine Herren, und auch unsern gütigen Wirt und Jagdherrn, niemand verantwortlich zu machen

außer mir. Ich trage allein alle Schuld an der Veranstaltung."

Fenkö sagte weiter nichts als: „Ebadta!" und strich sich den Schnauzbart aus dem roten Gesichte. Sein Schicksalsgenosse jedoch fuhr mit drohender Unversöhnlichkeit auf.

„Man hat uns einen Streich gespielt!"

„Ja, wenn Sie wollen!" erklärte der Graf geschmeidig und im Tone verlegener Abbitte. „Ja, es ist ein Streich, und ich muß selbst gestehen, kein sehr gewählter; aber wenn Sie mich anhören wollen, so werden Sie mir vielleicht vergeben, da Sie als passionirte Weidmänner die Motive verstehen werden, die mich leiteten. Sagen Sie selbst, meine Herren, was blieb mir für ein anderes Mittel übrig, um meine eigene Reputation sowie die Ehre des Reviers von Wildenstein zu retten, nachdem ich Sie doch eingeladen und mich verbürgt hatte, Sie zum Schusse zu bringen? Sollte ich gestehen, daß ich mich in der Zeit verrechnet hatte? Wenn ich sagte, es sei die Frühjahrsbalz heuer ausnahmsweise eher zu Ende gegangen, Sie hätten mir — Hand aufs Herz! — nicht geglaubt und überall erzählt, es sei nichts mit der Wildensteiner Jagd und der Sarau ein alter Windmacher. Nun, das konnte ich doch schon unseres Hausherrn wegen nicht auf uns sitzen lassen. Sagen Sie selbst, was blieb mir übrig, als an einen Ausweg zu denken? Ich gebe es ja zu, es ist nicht der glücklichste, aber ich habe mich

geschämt und sage jetzt pater peccavi. Aber schlimm gemeint war es nicht, wahrhaftig nicht und keineswegs darauf berechnet, die Herren hier vor der Gesellschaft bloßzustellen, im Gegenteil, die Entdeckung kam mir sehr die Quere, und Sie können schon daraus erkennen, daß ich keine böse Absicht hatte. Ja, wenn Sie heimkommen, finden Sie zu Hause schon ein paar prächtige Birkhähne, mit denen Ihre liebenswürdige Hausfrau, Herr von Fenkö, die, wie ich höre, eine berühmte Küche führt, Sie beide bewirten wird. Ich habe sie schon gestern auf dem Markte unten erstehen lassen, und sie befinden sich bereits mit meinem Entschuldigungsschreiben samt einem bewährten Rezepte auf dem Wege nach Ungarn. Ich hoffe, Sie verzeihen mir den ungeschickten Scherz und sind mir nicht böse darum; ich wäre sonst wirklich untröstlich."

Wie hätte ein grollendes Herz dieser demütigen Selbstanklage gegenüber hart bleiben sollen! Sie war so gewandt in ihrer Darstellung und glitt so leicht über verschiedene unaufgeklärt bleibende Umstände hinweg, daß kein Zweifel an der Aufrichtigkeit zu Wort kam und niemand auch nur die Frage erhob, warum denn die beiden echten Birkhähne nicht lieber schon hier vertauscht und den ahnungslosen Weidmännern mit-, statt zur Post gegeben worden waren. Die gewinnende Liebenswürdigkeit entwaffnete den Unmut, und die beiden Getäuschten nahmen mit guter Miene die warmen Händedrücke des Grafen hin, nur gegen

einander blieben sie noch immer geharnischt, und Deßkowitsch war nahe daran, den Kampf zu erneuern, als Fenkö sich von der bei ihm rasch wiederkehrenden guten Laune hinreißen ließ, den Leidensgefährten in gewohnter Weise zu hänseln, mit dem linken Auge zwinkerte und lachend ausrief:

„Außerordentlich! Ein Polakel, das geschnackelt hat! Geb' ich nicht für tausend Gulden!"

Rasch aber fiel Graf Sarau, der den Sturm nicht nochmals heraufziehen lassen wollte, vermittelnd ein:

„Und damit hat Herr von Deßkowitsch gar nicht so unrecht, denn der Spitzbube Josef hat mir nachträglich eingestanden, daß er über meine Anweisungen hinausging und den Balzruf aus eigenem Diensteifer noch hinzugefügt hat. Er imitirt ihn gar nicht übel."

„Aha — drum — ich wußt' es ja — ein wenig anders kam er mir freilich vor," trat Deßkowitsch, durch diese Bestätigung gehoben, schon wieder aus seinem kleinlauten Schweigen heraus.

„Welch feines Ohr Sie haben! Ja, da sieht man," bestärkte ihn der Graf schmeichelnd. „Sie müssen nur Uebung haben, um den Unterschied genau festzustellen, und darum versprechen Sie mir, wenn ich erst meine eigene Jagd habe —"

„Nun, da wollen wir denn doch nicht so lange warten," schnitt ihm der Fürst — denn Strafe hatte die eigenmächtige Eulenspiegelei auf fremdem Gebiete doch verdient — ein wenig ironisch das Wort ab.

„Ich denke, die Herren kommen nächstes Frühjahr hieher, rechtzeitig zur Saison auf Auer- und Birkwild oder besser noch, schon diesen Herbst auf Gemsen, dann nehme ich die Sache selbst in die Hand, und die Spitzbuben — ich meine Josef und Anton — sollen ihre Keckheit gut machen und die Scharten — es sind doch nur die ihren — auswetzen. Jetzt aber wollen wir auf ungestörte Freundschaft ein Glas leeren und Weidmanns Heil!"

Die beiden so freundlich Aufgeforderten erhoben sich bereitwillig, zum Anstoßen jedoch kam es noch nicht. Auch Fürst Hassenberg war aufgestanden und hatte seinen Champagnerkelch ergriffen, aber seine Miene wurde ernster und seine Haltung zeigte, daß er noch weiter sprechen wolle. Es trat sofort wieder Stille ein, und in fast feierlichem Tone fuhr er fort:

„Ich wünsche, daß Sie an diesen heutigen Tag nur eine frohe Erinnerung mitnehmen. Auch für mich ist es ein froher Tag, ein Tag von hoher Bedeutung, denn das Ereignis, welches ihn mir denkwürdig macht, erfüllt mein Herz mit Stolz und Freude. Ich trinke auf das Wohl Seiner Hoheit, meines teuren und innig geschätzten Freundes, der meinem Hause eine so große Ehre widerfahren läßt, und auf das Wohl meines geliebten Kindes. Hoch lebe das Brautpaar!"

Die beiden Jagdgenossen des Prinzen waren so überrascht, daß ihnen beinahe das Glas aus der Hand

fiel. Dann riefen sie aber um so schmetternder — auch diesmal geteilt — ihr „Hoch“ und „Eljen“.

Es gab ein Anklingen und Gratuliren, das schier kein Ende nehmen wollte, und Fenkö wie Deßkowitsch versanken in die Konstruktion je einer gewaltigen Rede, die mit dem Danke für die Gastfreundschaft auch die Glück- und Segenswünsche im reichsten Maße darbringen sollte und auch sicher gehalten worden wäre, wenn sie die Meldung, daß der Wagen vorgefahren sei, und die Mahnung, es wäre höchste Zeit, wenn man den Zug erreichen wolle, nicht mit den Wurzeln abgeschnitten hätte.

Während des Abschiednehmens und Händeschüttelns, während des nochmaligen Leerens der Gläser und des Anzündens der Cigarren für die Fahrt huschten die beiden Mädchen, sich nach Mitteilung sehnend, in den Garten hinaus. Und dort fiel die rosige Braut der Jugendgespielin mit seligem Lächeln und doch feuchten Augen um den Hals, und was sie ihr vertraute, das kam aus übervollem Herzen:

„O meine Tony, ich bin unsäglich glücklich!“



Der zweite Jahrgang dieser

Salon-Ausgabe der **„Deutschen Romanbibliothek"**

enthält:

Camilla, Roman von **Ernst Eckstein**	= 1 Bd. mit 15 Bgn.
Der Weg zum Glück, Roman von **Robert Byr**	= 3 Bde. mit 50 Bgn.
Der älteste Sohn, Roman von **M. v. Reichenbach**	= 1 Bd. mit 15 Bgn.
Anonym, Roman von **L. Haidheim**	= 1 Bd. mit 12 Bgn.
Im Bann der Irredenta, Roman von **Oskar Meding**	= 3 Bde. mit 58 Bgn.
Die Chauvinisten, Roman von **Eugen von Jagow**	= 1 Bd. mit 18 Bgn.
Unter deutschen Palmen, Roman von **Chr. Benkard**	= 2 Bde. mit 32 Bgn.
Im Regiment, Roman von **H. v. Osten**	= 1 Bd. mit 17 Bgn.
Schatten, Roman von **Doris Freiin v. Spättgen**	= 1 Bd. mit 24 Bgn.
Mirtala, Roman von **Elise Orzeszko**	= 1 Bd. mit 20 Bgn.
Gift und Gegengift, Roman von **Anton v. Perfall**	= 1 Bd. mit 26 Bgn.
	zus. 16 Bde. mit 287 Bgn.

Diese 16 Bände repräsentiren zu dem sonst üblichen Ladenpreise einen Betrag von mindestens 60 Mark, während im Abonnement auf die **„Salon-Ausgabe"** ein Romanband in elegantestem Einband auf nur 1¼ Mark zu stehen kommt. — Wir dürfen daher mit Befriedigung konstatiren, **daß im Buchhandel eine derartige Sammlung von elf der besten deutschen Romane (in 16 Bänden) in schönster Ausstattung, fein gebunden, zu einem solch enorm billigen Preise noch nie geboten wurde.**

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

